1,40 DM / Band 116
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Traum-Dämon





Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 65



Der Traum-Dämon

John Sinclair Nr. 116

von Martin Eisele

erschienen am 23.09.1980

Titelbild von José Perez Montero

Sinclair Crew

Der Traum-Dämon

Von einer Sekunde zur anderen ließ er die Maske des Biedermannes fallen! Jetzt wirkte er überhaupt nicht mehr schüchtern und harmlos und nett.

Ganz im Gegenteil!

Sein schmales, bleiches Gesicht verzerrte sich unter einem gemeinen Grinsen, in seine Augen trat ein gieriges Flackern.

Laureen Fuller sah es trotz des ungewissen Lichts, das im Wageninnern herrschte, und sie wußte ganz genau, was das zu bedeuten hatte: Der Mann, der vorhin angehalten und sie mitgenommen hatte, wollte nicht nur ihr Händchen halten. Der wollte mehr!

Eiskalt und entschlossen wirkte er – so eiskalt und entschlossen, daß sie es sogar körperlich spüren konnte. Gänsehaut rieselte über ihren Rücken.

Er fuhr schneller!

Mit durchdrehenden Pneus bog er von der breiten, gutausgebauten Straße ab, in einen Waldweg hinein. Der Austin rumpelte über Schlaglöcher, die Stoßdämpfer ächzten. Die Lichtfinger der Scheinwerfer tanzten hin und her, zerschnitten die neblige Dunkelheit.

»Was – was tun Sie?« hauchte Laureen Fuller. »Bitte…«

Er unterbrach sie unwirsch. »Geduld, meine Liebe, Geduld. Nur ein paar Minuten noch… Dann bist du tot! Tot! Tot!«

***

Es raubte ihr buchstäblich den Atem! Ihre Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen. Wie verrückt hämmerte ihr Herz gegen ihre Brust.

Laureen Fuller war 24, superblond und so aufregend gewachsen, daß Männerherzen bei ihrem Anblick unwillkürlich einige Takte schneller schlugen. Dieses Phänomen war ihr hinreichend bekannt – und sie genoß es immer wieder. Sie konnte auf eine ganze Reihe Verehrer zurückblicken. Angenehme und weniger angenehme – also solche, die gleich zudringlich wurden. Aber mit Mord war ihr noch nie gedroht worden.

Endlich hatte sie sich wieder einigermaßen in der Gewalt.

»Umbringen…«, würgte sie krächzend hervor. »Sie wollen mich umbringen? Aber warum denn? Was habe ich Ihnen denn getan?«

»Nichts. – Und wenn du brav bist, dann bleibst du auch am Leben, Baby. Ich wollte dich bloß schocken. Die Sachlage quasi von Anfang an klarstellen!« versetzte er und grinste schief. Er wandte ihr kurz sein Gesicht zu. Das Flackern in seinen Augen war noch intensiver geworden.

»Merkst du denn nicht, daß ich unheimlich auf dich stehe? Ich lade dich zu einem kleinen Rendezvous ein. Zu einem nächtlichen Waldspaziergang. Na -?«

»Ich… ich …« Laureen Fuller stieß den Atem aus und schüttelte den Kopf. Ihre Angst verwandelte sich in Wut. Wo nahm der Kerl nur die Frechheit her?

»Du bist also einverstanden, Baby?«

»Nein! Ich denke nicht daran!«

»Ach – und was denkst du dann? Vielleicht, daß du mich damit beeindrucken kannst?«

»Bitte, halten Sie an! Lassen Sie mich aussteigen!«

Der Bleiche lachte. Abgehackt. Gemein. »Es ist gefährlich, nachts allein im Wald… Außerdem willst du das nicht wirklich. Ich

durchschaue dich doch. Du bist auch nicht anders als andere Girls. Du tust so tugendhaft, und im Grunde willst du doch bloß, daß ich dich galant verführe! Warum sonst bist du wohl per Autostopp unterwegs gewesen?«

Seine Hand legte sich auf ihr Knie.

Laureen zuckte wie unter einem Stromstoß zusammen. »Lassen Sie das! Nehmen Sie gefälligst Ihre Hand weg!« fauchte sie hitzig.

»Okay, okay«, brummte er. »Aber nachher holen wir das nach!«

Sie erholte sich von ihrem Schrecken. Mit zudringlichen Kerlen hatte sie ihre Erfahrung. Da wußte sie genau, was zu tun war. Bloß nicht kleinlaut und brav und ängstlich sein!

Er schien ihre Gedanken zu erraten. »Hör mal zu, Herzchen. Ich habe dir vorhin gesagt, daß dir nichts passiert, wenn du brav bist. Aber – wenn du das nicht bist, dann…«

Er vollendete seinen Satz nicht. Der drohende Unterton, der plötzlich wieder in seiner Stimme schwang, sagte jedoch mehr als tausend Worte. Eine Hitzewoge schoß in Laureen hoch. Kalter Schweiß brach ihr aus sämtlichen Poren. Irrsinnig schnell wirbelten die Gedanken in ihrem Kopf. Keine Sekunde länger durfte sie bei diesem – diesem Wahnsinnigen im Wagen bleiben!

Sie schielte zur Tür.

»Versuch es nicht, Herzchen! Wenn du bei dem Tempo hinausspringst, dann brichst du dir garantiert sämtliche Knochen. Und das wäre sehr, sehr schade!«

Er machte sich über sie lustig! Laureen zitterte. Wut und unterschwellig pulsierende Angst machten ihr schwer zu schaffen.

Er schaltete das Abblendlicht aus. Es war dunkel wie in einem Sarg. Nur die Leuchtziffern der kleinen, ins Armaturenbrett integrierten Digitaluhr spendeten spärliches Licht. Das Gesicht des Mannes war eine graue Fläche. Seine Augen dunkle Punkte.

Herabhängende Äste und Zweige wischten über das Wagendach.

Wütend prasselten dicke, schwere Regentropfen gegen die Scheiben. Über dem Waldboden waberte Nebel. Der Regen vermochte ihm nichts anzuhaben.

Laureen Fuller schluckte krampfhaft. Ihre Kehle war wie ausgetrocknet. Sie wußte, daß der Bleiche recht hatte. Sie konnte nicht einfach aus dem Wagen springen. Nicht jetzt. Aber sie mußte etwas tun! Wenn das Ziel, das er sich ausgesucht hatte, erreicht war, dann hatte sie keine Chance mehr!

Da ruckte die Schnauze des Austin plötzlich hoch – wie von einem wuchtigen Prankenhieb getroffen. Gleich darauf sackte sie wieder ab. Eine Mulde! Dreckwasser spritzte links und rechts hoch.

»Verdammt!« schimpfte der Mann.

Er kurbelte am Lenkrad und gab Gas. Der Austin-Motor heulte auf.

Mühsam wühlte sich der Wagen frei.
Jetzt! durchzuckte es Laureen.
Mit einem wilden Aufkeuchen warf sie sich herum. Fahrig wischten ihre Finger über die kühle Scheibe… Tiefer! Eine Sekunde später schwang die Tür auf. Eiskalt fauchte die Luft herein.
Der Bleiche fluchte lästerlich.
Seine Linke kam hoch, die Finger hatte er zu Krallen gekrümmt.
Irgendwie bekam Laureen das noch mit. Aus den Augenwinkeln heraus nahm sie die Bewegung wahr.
Sie stieß sich ab!
Kopfüber stürzte sie in die Regennacht hinaus. Einen schrecklichen Augenblick lang schien sie in der Luft zu schweben – über einem schwarzen Höllenloch zu hängen –, dann erfolgte der Aufprall! Sie überschlug sich zweimal – dreimal. Wie eine Gliederpuppe wirbelte sie um ihre eigene Achse.
Dann war es vorbei. Sie lag still.
Keuchend rang sie nach Luft, mit zitternden Händen tastete sie in der Dunkelheit herum. Der Boden, auf dem sie lag, war naß und schmierig. Lehm. Hier und da ein Grasbüschel.
Schluchzend rappelte sie sich auf. Regen peitschte in ihr Gesicht.
Der Wind heulte und orgelte und zerrte an ihrem dünnen Kleid.
Laureen Fuller fröstelte. Ihre Zähne klapperten aufeinander. Jede Stelle ihres Körpers tat höllisch weh.
Aber darauf durfte sie jetzt keine Rücksicht nehmen. Der Verrückte hatte angehalten! Nur ein paar Yards vor ihr leuchteten die Bremslichter. Wie die Augen eines Ungetüms! Rot! Blutrot!
Laureen Fuller rannte los. Die Angst peitschte sie voran. Fort von dem schmalen Weg, in den Wald hinein, der sich beidseits anschloß!
Laureen lief um ihr Leben. In ihre Ohren trat ein dumpfes Sausen.
Sie hetzte durch den Wald. Zweige schlugen in ihr Gesicht, zerkratzten es. Dornige Äste verfingen sich im Stoff ihres Kleides. Bald hing es nur noch in Fetzen um ihren Körper. Unzählige Male stolperte sie, fiel hin – und stand wieder auf. Das namenlose Grauen trieb sie weiter, immer weiter!
Nur weg! Er darf mich nicht einholen! hämmerte es in ihrem Kopf.
Daß ihr Schicksal längst entschieden war, das ahnte sie nicht. Sie flüchtete vor einem zudringlichen Mann, lief dem Grauen, das er verbreitete, davon – nur, um einem weit schrecklicheren Wesen in die Klauen zu fallen…

***

Irgend etwas war faul!
Oberfaul!
Es war ein häßliches Gefühl. Ich schleppte es schon eine ganze Weile

mit mir herum. Genaugenommen seit dem Augenblick, in dem ich die Meldung auf den Schreibtisch bekam, daß im Friedhof von Hampstead Heath zwei in der Totenhalle aufgebahrte Leichen verschwunden seien. Die Tür war von außen aufgebrochen worden, und zwar auf brutale Art und Weise. Das massive Holz war regelrecht zertrümmert worden.

War wieder einmal ein Ghoul am Werk?

Sir Powell war davon überzeugt.

Mein Vorgesetzter war noch vorsichtiger und penibler geworden.

Das Böse im Keim vernichten, das war die neu ausgegebene Parole.

Verständlich, denn in letzter Zeit war es auch wirklich knüppeldick gekommen. Wir hatten Grimes, den Ghoul, erledigt, diesmal endgültig, und den Schwarzen Tod ebenfalls. Mit meinem silbernen Bumerang war es mir gelungen, ihn zu töten. Aber diesen Erfolgen standen schon wieder neue Horror-Tatsachen gegenüber. Da gab es Asmodina, die Tochter des Teufels, und Dr. Tod, meinen alten Feind. Er war wieder auferstanden. Das bereitete nicht nur dem guten Sir Powell schlaflose Nächte.

Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. So heißt ein deutsches Sprichwort. Mein Freund, Kommissar Will Mallmann, hatte es einmal zum besten gegeben.

Nun, ich hatte Sir Powell zugestimmt: Man mußte sich um die Angelegenheit kümmern.

Deshalb hatten wir uns die vergangenen Nächte um die Ohren geschlagen. Wir, das waren Suko, mein chinesischer Freund und Kampfgefährte, und ich, John Sinclair. Die Kollegen vom Yard hatten wir nicht mobilisiert. Bekanntlich verderben viele Köche den Brei. Ein polizeilicher Großeinsatz hätte den Unheimlichen, der Hampsteads Friedhof heimsuchte, nur auf Tauchstation gehen lassen.

Vorgestern und gestern war nichts passiert.

Doch heute hatte ich dieses komische Gefühl in mir. Als würde ich auf einem Ameisenhaufen sitzen. Ich hatte es Suko gesagt, aber der Chinese hatte nur gegrinst.

Dann hatten wir uns geteilt. Suko nahm sich den östlichen Teil des Friedhofs vor, ich mir den westlichen.

Der Friedhof von Hampstead Heath ist relativ groß. Er liegt im Norden Londons, nur eine knappe Meile von der kleinen Stadt Hampstead entfernt, auf allen vier Seiten umgeben von einem typisch englischen Park. Gepflegter Rasen, hier und da ein paar Büsche und Bäume und Bänkchen. Südöstlich schließt sich sanft hügeliges Gelände an. Heidelandschaft. Niedere Sträucher, hin und wieder ein Gehölz. Im Norden, hinter einem großzügig angelegten Parkplatz, ragt die dunkle Mauer eines Waldes auf. Der Friedhof selbst wird mit einer mannshohen Mauer vom Park getrennt, die nur an wenigen Stellen

von Efeu überwuchert ist.
Vorhin hatte es aufgehört zu regnen.
Die Wolkendecke war auseinander gefasert. Jetzt sickerten sogar ein paar spärliche Strahlen Mondlicht herunter. Die Szenerie wirkte gespenstisch. Schwarz- und Grautöne, wohin man blickte. Die schmalen Kieswege zogen sich als schwarze Bänder kreuz und quer durch den Friedhof. Die Grabkreuze, steinerne Engel und Grüften waren gepflegt. Ganz anders als im Friedhof Highgate…
Vorsichtig ging ich weiter.
Kalter Wind säuselte im Blattwerk der Büsche und Bäume. In dieser Düsternis erschienen sie als drohende Schatten.
Ich umrundete eine niedere Buschgruppe und begab mich wieder Richtung Leichenhalle. Für einen Ghoul war das der interessanteste Punkt eines jeden Friedhofs. Erst an zweiter Stelle folgten die Gräber, die man erst mühsam öffnen mußte…
Der Kampf gegen Grimes hatte lange genug gedauert, um mich mit den grausigen Gepflogenheiten von Ghouls vertraut zu machen, und auch zuvor hatte ich einige Male mit diesen Bestien zu tun gehabt.
Die Friedhofskapelle tauchte vor mir aus der Dunkelheit auf. Es war ein wuchtiges, massiges Gebäude mit hohem Glockenturm, an das sich die Leichenhalle anschloß. Ein großer Komposthaufen war einige Schritte abseits angelegt. Er wurde von einer hohen Hecke umgeben.
Dort nahm ich jetzt eine Bewegung wahr!
Blitzschnell! Verstohlen! Huschend!
Kein Laut war zu hören!
Unwillkürlich zuckte ich zusammen und glitt in die Deckung einer Birke. Meine Rechte tastete nach der Beretta, die in der Schulterhalfter steckte. Außer dieser Waffe trug ich nur noch mein silbernes Kruzifix bei mir. Meinen Spezialkoffer hatte ich im Bentley gelassen.
Ein monströser Schatten löste sich von der Hecke! Mit ungelenken Schritten stapfte er über den Weg… Zur Totenhalle hin!
Ich konnte Einzelheiten erkennen. Strähnige Haare, die weit über die gebeugten, von schwarzen Beulen verunstalteten Schultern fielen, und vom Nachtwind bewegt wurden. Den wulstigen, verdrehten Körper, um den lediglich ein paar zerfetzte Lumpen schlotterten. Die unverhältnismäßig langen Arme, die in Klauen mündeten.
Jetzt gab es keinen Zweifel mehr! Ein Ghoul!
Noch vier Schritte, und das Wesen hätte die Leichenhalle erreicht. Was dann geschehen würde, wußte ich.
Ich zog die Beretta und machte mich auf den Weg. Der Ghoul hatte zehn Schritte Vorsprung, aber die holte ich rasch auf.
Er war ahnungslos und fühlte sich zudem ziemlich sicher. Kein einziges Mal sah er sich um.
Gut. Das konnte mir nur recht sein. Ich rannte über den

kurzgeschorenen Rasen und verursachte kein Geräusch.
Wo steckte nur Suko?
Egal. Ich konnte ihm jetzt weder eine Spezialeinladung schicken, noch auf ihn warten. Was getan werden mußte, mußte jetzt getan werden.
Der Ghoul wankte an der Mauer der Kapelle entlang. Mondlicht projizierte das Schattenbild seines bizarren Horror-Körpers auf die Wand. Es sah noch schrecklicher aus als er selbst.
Dann hatte er die Tür der Leichenhalle erreicht. Hechelnd sog er die Luft ein – witterte! Seine Klauenhände kratzten über das rissige Holz!
»Es reicht!« sagte ich scharf.
Wie von der Natter gebissen, kreiselte der Ghoul herum. Ein wimmernder Laut rann über seine wulstigen Lippen, die schleimig glänzten.
Er hob beide Hände.
Ich ging näher, die Beretta im Anschlag.
»Weg von der Tür«, befahl ich.
Er bewegte sich nicht.
Seine großen, stumpfblickenden Augen hefteten sich auf einen Punkt hinter mir. Sein Maul klaffte auf, zeigte halbverfaulte Stummelzähne.
Gefahr!
Jemand stand hinter mir! Blitzartig durchzuckte mich diese Erkenntnis. Und da handelte ich auch schon. Ich warf mich zur Seite, katapultierte mich aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich!
Aus den Augenwinkeln sah ich einen riesigen Körper seitlich über mir auftauchen!
Ich hatte mich zu sehr auf den Ghoul vor mir konzentriert, daß ich die Sicherung meiner eigenen Umgebung vernachlässigt hatte!
Die Rechnung bekam ich jetzt präsentiert. Ich hätte mich in den Hintern beißen können!
Aber dafür war jetzt keine Zeit!
Der mörderische Schlag, der meinen Schädel hätte treffen und zerschmettern sollen, ging ins Leere! Ich konnte förmlich hören, wie die Luft wieder in das durch den Hieb entstandene Vakuum strömte.
Gleichzeitig kam ich auf dem Boden auf, rollte über die linke Schulter ab und stand wieder auf den Füßen.
Die Beretta ruckte hoch…
Aber ich kam nicht dazu zu schießen!
Wie aus dem Boden gewachsen, tauchte ein weiterer Schatten neben mir auf!
Erst im allerletzten Moment sah ich ihn!
Zu spät!

***

Eisenharte, klebrig-feuchte Krallenhände schlossen sich um meine Kehle und drückten zu!

Keuchend riß ich meinen rechten Arm zurück und hämmerte den Ellenbogen in den schwammigen Leib des Ghouls. Er krümmte sich. Aber sein Griff lockerte sich nicht.

Die anderen beiden Leichenfresser hetzten heran.

Ihr triumphierendes Gegeifer hallte in meinen Ohren. Vor meinen Augen explodierten feurige Kugeln.

Ich wand mich in dem Griff. Noch einmal konnte ich einen höllisch harten Schlag plazieren, dieses Mal direkt auf den Punkt, wo bei einem Menschen der Kehlkopf sitzt. Der Ghoul röchelte.

Eine kaum meßbare Zeitspanne lang saß ein Würgegriff nicht mehr so mörderisch fest! Das nützte ich! Ich stieß mich ab. Krachte voll gegen den Ghoul. Dem Ansturm konnte der widerlich stinkende Bursche nicht widerstehen.

Er torkelte rückwärts und riß mich mit. Ein glühender Schmerz raste durch meinen Hals. Aber darauf achtete ich nicht. Mein Gegner war damit beschäftigt, sein Gleichgewicht nicht völlig zu verlieren. Ich riß beide Hände hoch und sprengte den vernachlässigten Würgegriff.

Das ließ den Ghoul endgültig zu Boden gehen. Rücklings, mit ausgestreckten Armen, krachte er auf einen frisch aufgeschütteten Grabhügel!

Bevor ich die Beretta benutzen konnte, prasselten auch schon Schläge von hinten auf mich nieder. Die beiden Kumpane des Ghouls!

Ein Schlag ließ mich in die Knie gehen. Nur mit allergrößter Anstrengung gelang es mir, die Waffe in meiner Rechten zu behalten.

Sämtliche Kraft schien aus mir ausgeflossen zu sein.

Ich ließ mich zur Seite fallen, wälzte mich – den eigenen Schwung nutzend – weiter. Der Ghoul, der sich hatte auf mich werfen wollen, grunzte verdutzt auf.

Da bekam ich endlich die Beretta hoch und feuerte! Eine blutrote Feuerlanze stach aus dem Lauf. Die geweihte Silberkugel traf.

Einer der beiden Ghouls wurde wie von einer Titanenfaust herumgewirbelt. Er riß seine Hände hoch. Es sah so aus, als wolle er sich am Himmel festhalten. Es ging jedoch nicht. Er brach zusammen.

Der Auflösungsprozeß begann.

Aber da waren immer noch seine Kumpane.

Ich mußte zusehen, daß ich wieder auf die Füße kam. So schnell es ging, rappelte ich mich hoch. Meine Knie waren ziemlich weich.

Der Schlag von vorhin war nicht so leicht zu verdauen.

Die Ghouls nahmen mich in die Zange.

Ich ließ die Beretta hin und her pendeln. Trotzdem war klar, daß ich nicht beide gleichzeitig erledigen konnte. Einer würde es auf jeden Fall schaffen, mich zu erreichen…

Noch nie habe ich Suko so sehnsüchtig herbeigewünscht, wie in diesen Augenblicken. Wo der Bursche nur blieb! Er mußte den Schuß doch gehört haben!

Vielleicht konnte er mir gar nicht mehr helfen… Ein Eissplitter fuhr mir ins Herz. Ob die Bestien Suko getötet hatten?

Fast hätte ich zu intensiv gegrübelt und den Angriff der Leichenfresser verpaßt!

Die bizarren Wesen griffen synchron an. Wie ich es vermutet hatte!

Und sie waren höllisch schnell!

Ihre Klauenhände schossen heran!

Ich wehrte mich. Die Beretta in meiner Faust spuckte ihre geweihten Kugeln aus!

Aber dieses Mal traf ich nicht! Ich verriß die Schüsse! Der erste Ghoul war viel zu schnell bei mir gewesen, hatte meine Rechte hochgeschlagen. Harmlos stachen die Kugeln in den Nachthimmel.

Der Schlag des Ghouls war nicht so harmlos. Die Stelle, wo er traf, brannte wie Feuer.

Ich klappte zusammen.

Der muffige Atem des Ghouls schlug mir in den Nacken. Ich wußte, daß ich jetzt blitzschnell sein mußte, wenn ich gegen die beiden Bestien noch eine Chance haben wollte. Mein Knie kam hoch. Der Ghoul kreischte. Ich hechtete vor, schleuderte ihn zurück.

Seinem Kumpan entgegen, der irgendwie hinter ihm zu stehen gekommen war.

Die beiden purzelten zu Boden. Unartikulierte Schreie kamen über ihre lappigen, schleimnassen Lippen.

Ich feuerte.

Eine Wolkenbank schob sich vor die bleiche Scheibe des Mondes!

Verdammt!

Ich wechselte den Standort.

Dann war der Mond wieder da, wie auf Bestellung. Ich sah unweit von mir einen Ghoul am Boden liegen. Er bewegte sich nicht.

Dort, wo ihn das Silbergeschoß getroffen hatte, zerlief sein Gesicht.

Der Auflösungsprozeß würde seinen ganzen Körper erfassen und nichts von ihm übrig lassen.

Aber von meinem dritten Gegner war nichts zu sehen. Er hatte die Gelegenheit genutzt, zu verschwinden.

Ich drehte mich um meine Achse.

»Donnerwetter!« schimpfte ich.

Offenbar half das. Der Kerl raste plötzlich aus der Deckung des mannshohen Steinengels, der knapp zwei Yards rechterhand von mir aufragte.

Seine Rechte flog auf mein Gesicht zu.

Ich nahm es rechtzeitig weg. So langsam wurde ich Herr der Lage.

Dieses Mal fing sich der Leichenfresser zwei Treffer ein, die es in sich hatten. Allerdings beeindruckten sie ihn nicht sonderlich.

Gurgelnd wankte er auf mich zu.

»Ich… ich bringe dich um, Sinclair …«, hechelte er. Schaum trat auf seine Lippen.

In seinen Wunden brodelte es.

Mit einem bösartigen Wutschrei hechtete er vor. Da drückte ich ab.

Ob ich getroffen hatte – und wie wirksam –, das wußte ich vorerst noch nicht. Ich war schon wieder unterwegs – seitwärts wich ich aus. Er sauste an mir vorbei. Ich federte herum. Die Beretta ruckte in die Richtung, in der der Kerl stehen oder liegen mußte.

Er lag.

Seine Hände waren auf jene Stelle in seiner Brust gepreßt, wo ihn die dritte Silberkugel getroffen hatte. Dorthin, wo sich bereits die Wirkung zeigte.

Der Körper des Ghouls verging in einem wirbelnden, wallenden Brodeln. Stinkende Dämpfe umwallten ihn.

Ein schreckliches Bild. Ich hatte es schon öfter erleben müssen.

Damals, als Grimes vergangen war, beispielsweise. Aber jedesmal riß und zerrte dabei etwas in meinem Magen.

So auch jetzt.

Und apropos Grimes. Er hatte damals vorgehabt, ein Ghoul-Heer aufzustellen… Ob die drei Leichenfresser dazugehört hatten?

Einiges sprach dafür. Sie hatten gemeinsam gekämpft. Normalerweise taten Ghouls das nicht. Sie waren Einzelgänger.

Überhaupt, ihr ganzes Vorgehen deutete darauf hin, daß sie auf einen Kampf vorbereitet gewesen waren. Vielleicht hatten sie es sogar darauf angelegt.

Das würde bedeuten, daß es eine Falle gewesen wäre. Die beiden gestohlenen Leichen sollten Suko und mich aufmerksam machen und herlocken.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und wandte mich ab.

Der Nachtwind fächelte in mein Gesicht. Es tat gut.

Ich machte ein paar Schritte und wußte nicht so recht, wohin ich mich wenden sollte. Die Sorge um meinen chinesischen Freund machte mir zu schaffen.

»Suko!« brüllte ich.

Keine Antwort.

Nur der Wind raschelte in den Blättern der Bäume. Es hörte sich unheimlich an. Ich preßte meine Zähne aufeinander, daß es knirschte, und ging weiter. Ein unangenehmes Ziehen saß in meinem Nacken.

Nach vier Schritten hörte ich es!

Ein dumpfes Stöhnen!

***

Er lag mit dem Gesicht nach unten auf einem mit Kränzen und zahllosen Blumengebinden geschmückten Grab.

»Suko!«

Mit zwei Schritten war ich bei ihm.

Er stöhnte wieder. »O Mann…«, quetschte er dann hervor.

Behutsam drehte ich ihn um. Die Stirnwunde sah schlimm aus.

Sie blutete heftig.

Suko schüttelte den Kopf und verzog sein Gesicht.

»Tut weh, was?« erkundigte ich mich.

»Nur, wenn ich besonders laut lache«, knirschte er.

»Den Witz hast du auch schon öfters gebracht!«

»Aber noch nie, nachdem mir der Himmel auf den Kopf gefallen ist!«

Ich half ihm auf die Füße. Schwankend stand er. Seine Rechte tastete an die Stirn. »Die Kerle haben mich total überrascht. Ghouls…«, sagte er unvermittelt. Es hörte sich ärgerlich an. Ich konnte meinen Freund verstehen. Es wurmte ihn, derart überrumpelt worden zu sein.

»Die Sache ist erledigt.« Ich erzählte ihm knapp, was passiert war. Währenddessen marschierten wir zu meinem Bentley zurück, den ich drüben auf dem Parkplatz vor dem Friedhof abgestellt hatte.

Als ich fertig war, räusperte sich Suko. »Komisch«, meinte er.

Und da mußte ich ihm recht geben. »Sieht tatsächlich ganz so aus, als hätten sie es auf uns abgesehen gehabt.«

Ich sagte ihm, was ich mir dazu überlegt hatte.

»Eine Falle? – Rache für Grimes?« echote er. »Ja, warum nicht? Die drei Burschen waren jedenfalls nicht zu ihrem – hmmm –Vergnügen hier, das steht für mich fest.«

»Wenn es noch mehr von der Sorte gibt, dann können wir uns auf einiges gefaßt machen.«

Er seufzte. »Ganz schön frustrierend!«

Ich grinste und warf ihm einen knappen Seitenblick zu. Suko preßte ein Taschentuch auf die Wunde und schien sich bereits wieder erholt zu haben. Er hatte einen beinharten Schädel, und eine ebensolche Kondition. Der Schlag hatte ihn zwar für eine Weile ins Land der Träume geschickt, aber wie es aussah, war das auch schon alles gewesen. Gott sei Dank. Suko flachste wieder, und wer flachst, der ist okay.

Er bemerkte meinen Blick. »Nun schau mich halt nicht so nachdenklich an. Mir fehlt nichts.«

Wir erreichten das schmiedeeiserne Tor und öffneten es. Mit einem leisen, kaum hörbaren Quietschen schwang es auf. Wir schritten hindurch. Suko zog es wieder zu und schloß ab.

Ich sah mich derweil um.

Überall nur Dunkelheit und – dicht über dem Boden schwebend – feine Nebelschleier. Es war still. Irgendwo schrie krächzend ein

Nachtvogel.
»Wir können«, erklärte Suko und steckte den Schlüssel ein.
Schon wollte ich mich in Bewegung setzen – da sah ich das Phantom!
Scheinbar aus dem Nichts heraus entstand es! Groß! Drohend!
Unheimlich!
Höchstens 20 Schritte trennten uns voneinander!
Eine riesige Gestalt, milchig-weiß schillernd, deren Konturen flackerten, ineinander verliefen…
Es war eine Frau – oder besser: der Körper einer Frau mit dem Gesicht einer Furie! Blutrote Höllenaugen starrten zu uns herab! Ein silbernes, seidiges Gewand flatterte um den vollendet geformten Körper…
Ich stieß Suko an, aber das wäre nicht nötig gewesen. Er hatte die Erscheinung ebenfalls bemerkt und fixierte sie.
Meine Haltung verkrampfte sich. Unwillkürlich tastete ich wieder nach der Beretta. »Hört das denn heute nicht mehr auf?« hörte ich mich brummen.
Suko erwiderte nichts.
Das Phantom bewegte sich – weg von uns. Es schwebte einige Yards über dem Boden. Rasch wurde es schneller. Seine Gestalt veränderte sich. Jetzt erinnerte sie mehr an einen übergroßen Nebelfetzen…
Nur das unheimliche, wutverzerrte Gesicht existierte nach wie vor. Und die boshaften, heimtückischen Augen!
»Der Wald!« stieß Suko nervös hervor und brach das dumpfe Schweigen, »sie will zum Wald hinüber…«
Mein Blick klebte an der Erscheinung. War das eine Art Beobachter gewesen? Eine Geisterkreatur, die beauftragt gewesen war, den Kampf zwischen den Ghouls und Suko und mir zu überwachen und dessen Ausgang schnellstens weiterzumelden?
Weiterzumelden – an wen?
Ich beantwortete mir die rhetorischen Fragen nicht.
»Los, komm!« rief ich meinem Freund zu.
Ein schiefes Grinsen flog über sein gutmütiges Pfannkuchengesicht. »Das wollte ich auch gerade sagen!«
»Na prima. Dann sind wir ja wieder mal einer Meinung!« räumte ich ein.
Wir rannten los.
Der drohend und unheimlich aufragenden Mauer des Waldes entgegen.
Der Nachtwind wurde heftiger. Die Wolken trieben schneller über das düstere Firmament. Es war eine unheimliche Nacht. Eine Nacht, wie geschaffen für das Böse…

***

Laureen Fuller blieb plötzlich wie festgenagelt stehen!

Ein Schuß! Dann noch einer! Wie ferner Donner rollten die Echos durch den Wald. Die Stille, die daraufhin folgte, wirkte bleischwer.

Überlaut hörte Laureen ihre eigenen hastigen, krampfartigen Atemzüge. Vor ihren Augen loderten grelle Blitze. Sie war am Ende ihrer Kräfte. Sie konnte nicht mehr weiter! Ihre Knie schienen aus Pudding zu bestehen. Sie zitterten. Laureen sackte in sich zusammen. Haltlos. Schlaff. Wie eine Marionette, deren Fäden gekappt worden waren.

In panischer Angst wartete sie darauf, die keuchenden Atemzüge und Schritte ihres Verfolgers zu vernehmen.

Aber außer ihrem Atem war nichts zu hören.

Es war stockfinster.

Nicht einmal die Hand vor Augen konnte sie sehen. Laureen schluckte den Kloß, der in ihrer Kehle steckte, hinunter. Ihr Körper zuckte unter einem lautlosen Schluchzen.

Sie war jung. An den Tod hatte sie noch nie gedacht. Ein abstrakter Begriff war das bisher für sie gewesen. Nichts, womit sie sich beschäftigen mußte. Für sie zählte das Leben. Fröhlichsein, übermütig. Tagsüber war sie Verkäuferin in einem Supermarkt. Das Leben begann abends. Da lebte sie wirklich, da gab es keine Probleme.

Jetzt aber hatte sie die Wirklichkeit eingeholt. Wie eine trübe Springflut war sie über sie hereingebrochen, hatte ihr auf diese Weise klargemacht, daß es außer John Travolta und Saturday Night Fever auch noch andere Dinge gab.

Namenloses Grauen. Gefahr. Todesangst.

In ihrer unmittelbaren Nähe brach knackend ein Ast.

Laureen zuckte zusammen. Sie hielt den Atem an, lauschte. Das Geräusch wiederholte sich nicht. Sie atmete weiter. Mit zitternden Fingern wischte sie sich über ihr schweißnasses Gesicht. Ihre Wangen glühten wie im Fieber. Ihr Haar lag wie hingekleistert an ihrem Kopf.

Wie lange sie zusammengekauert liegenblieb, wußte sie später nicht mehr zu sagen. Irgendwann war sie wieder in der Lage, zusammenhängend und folgerichtig zu denken.

Ganz langsam sickerte die Erkenntnis in sie ein, daß sie dem Mann entkommen war. Vorerst wenigstens. Vielleicht streifte er noch durch den Wald, auf der Suche nach ihr…

Ja, je länger sie darüber nachgrübelte, desto sicherer glaubte sie zu wissen, daß der Kerl so einfach nicht aufgab. Nicht aufgeben durfte. Dafür gab es einige gute Gründe. Sie hatte sein Gesicht gesehen – und es sich eingeprägt. Sie konnte der Polizei eine detaillierte Beschreibung liefern.

Laureen Fullers Panik kehrte zurück.

Sie richtete sich auf. An ihren Handflächen klebten nasse

Tannennadeln und Erdreich. Achtlos wischte sie sie an ihrem Kleid ab.

Sie setzte sich in Bewegung. Mit ausgestreckten Händen tappte sie voran. Immer wieder stieß sie damit gegen rissige Baumstämme.

So dicht standen sie hier, daß sie sich manchmal geradezu zwischen ihnen durchzwängen mußte.

Ihre Schritte wurden vom weichen, federnden Boden gedämpft.

Es war eine unwirkliche Situation.

Sie fragte sich, wohin sie sich wenden sollte. Sie wußte zwar, daß dies hier der Hampstead Heath Forest war, der verhältnismäßig kleine Wald nördlich von Hampstead Heath, aber das war auch schon alles. Während ihrer Flucht hatte sie beileibe nicht darauf geachtet, in welche Richtung sie rannte.

Sie verwünschte sich. Wenn sie ehrlich war, dann mußte sie sich nämlich eingestehen, daß sie sich alles selbst zuzuschreiben hatte.

Sie hatte unbedingt darauf bestanden, auf Dorothys Party zu gehen.

Sie hatte Benny provoziert, seine Eifersucht regelrecht angefeuert.

Kein Wunder, daß er durchgedreht und sie vor allen Gästen geohrfeigt hatte…

Sie liebte Benny, aber das war zuviel gewesen. Sie hatte ihn einfach stehenlassen und war gegangen. Und dann war sie auf die verhängnisvolle Idee gekommen, einen Wagen anzuhalten, der Richtung London fuhr. Benny sollte ruhig sehen, daß sie auch ohne ihn nach Hause kam.

Obwohl sich Laureen Fuller bewegte, kroch die Kälte wie ein schleichendes Gift in ihren Körper.

Und mit dieser Kälte kam die Stille.

Eine völlig andere Stille als die, die sie bisher umfangen hatte. Sie schien in eine andere Welt gelangt zu sein. In eine Welt des Schweigens…

Nichts, absolut nichts, war mehr zu hören. Nicht einmal mehr die eigenen Atemzüge!

Seltsam…

Nahmen die Schrecken dieser Nacht denn kein Ende? Laureen Fullers Nerven spannten sich an.

Im gleichen Augenblick verlor sie den festen Boden unter ihren Füßen. Sie taumelte vorwärts…

Und dann war da nur noch gähnende Leere!

Sie fiel! Ihre Hände wirbelten, krallten sich in feuchte, duftende Erde, versuchten, einen Halt zu finden! Aber einen solchen Halt gab es für sie nicht! Sie rutschte ab. Ihre Hände glitten rasend schnell über Erde, dünne Wurzeln, die unter ihrem Griff rissen, und Gras und Farn…

Irgendwann schlug sie auf.

Es tat nicht einmal weh. Der Boden unter ihr vibrierte. Er war klebrig, naß… Eine unangenehme Wärme dampfte empor.

Als würde ich in einem Spinnennetz hängen! dachte sie noch.

Ihre Sinne schwanden. Aber bevor sie endgültig das Bewußtsein verlor, sah sie noch den unförmigen, in düsterem Rot glühenden Schemen.

Ein massiger, wurmähnlicher Riesenkörper kroch auf sie zu!

Laureen riß ihre Augen auf. Dieses Wesen könnte – durfte es nicht geben! Es war riesig! Der ganze Körper war durchsichtig! Unter einer dünnen, hellen Haut zuckten Muskeln, wurde pechschwarzes Blut vorangepumpt.

So unmöglich wie der ganze Körper war auch der Schädel des Wesens! Ein scharfes Raubtiergebiß war weit aufgerissen. Geifer troff über widerliche, wulstige Lefzen. Die Augen waren handtellergroß – und mandelförmig. Wie Katzenaugen, durchschoß es Laureen.

Der Fürchterliche war jetzt ganz nahe.

Laureen wollte vor ihm zurückweichen, konnte es aber nicht. Sie war gelähmt vor Angst. Außerdem – der Boden. Sie klebte daran fest!

Dumpfer, muffiger Gestank brandete ihr aus dem Maul des Ungeheuers entgegen.

»Willkommen«, hechelte der Unheimliche. »Willkommen im Reich des Traum-Dämons!«

Das war endgültig zuviel für Laureen Fuller. Ihr Geist schaltete ab. Auf einer öligen, schwarzen Woge trieb sie in die Ohnmacht hinüber, die sie vor dem Wahnsinn rettete.

***

Es war wie verhext!

Obwohl wir uns schier die Lungen aus dem Leib rannten, kamen wir immer langsamer voran. Der Wald schloß uns ein. Das Unterholz wurde so dicht, daß wir immer wieder einen Umweg in Kauf nehmen mußten, um der geisterhaften Erscheinung auf den Fersen bleiben zu können. Dornenbewehrtes Gestrüpp, mannshohe Farnstauden, morsche Äste – all das hatte sich zwischen gewaltigen Baumstämmen und herabhängendem Astwerk und Blättern zu einem beinahe undurchdringlichen Netzwerk zusammengefunden.

Eine natürliche Barriere. Hinzu kamen noch die heimtückischen Luftwurzeln, die an allen möglichen und unmöglichen Stellen aus dem Waldboden ragten und offenbar nur darauf warteten, bis man über sie stolperte.

Sie hatten nicht umsonst gewartet! Ich tat ihnen den Gefallen!

Urplötzlich blieb mein Fuß irgendwo hängen. Im nächsten Sekundenbruchteil lag ich auch schon auf dem Boden. Mein Gesicht krachte auf den feuchten Waldboden. Der Moderduft faulender Blätter und Tannennadeln stieg mir in die Nase, und ich mußte an Friedhof und Tod denken.

Den Gedanken hatte ich kaum zu Ende gebracht, als ich auch schon wieder stand.

Dennoch war ich viel zu langsam gewesen. Die Erscheinung, die wie ein silbrig glühendes Irrlicht vor uns hergetanzt war, die uns in diesen verflixten Wald gelockt hatte, war verschwunden!

Ich murmelte eine Verwünschung.

Es kommt nicht oft vor, daß ich außer Atem und ins Schwitzen gerate, aber jetzt war es doch geschehen. Der Hindernislauf durch den dunklen Wald war mächtig anstrengend gewesen. Ich wischte mir die Schweißperlen von der Stirn und wandte mich um.

Suko schnaufte heran. Äste und Gestrüpp wischte er zur Seite, so unwillig, wie man nach lästigen Fliegen schlägt.

»Sie ist weg!« empfing ich ihn.

»Mist!« kommentierte er, und damit sprach er mir aus dem Herzen. Er ließ seine Stablampe aufblitzen. Bis jetzt hatten wir kein Licht gebraucht. Das Phantom hatte für hinreichend Helligkeit gesorgt.

»Was jetzt? Brechen wir die Aktion ab?«

»So, wie es aussieht, bleibt uns wohl nichts anderes übrig. Oder kannst du mir verraten, wo wir hier nach einem Geist suchen sollen?«

Suko sagte nichts. Ich sah mich um. Die Dunkelheit war absolut.

Durch das dichte Blätterdach fiel nicht ein Strahl Mondlicht.

Es war still und kühl.

»Vielleicht –«, Suko räusperte sich frei. »Vielleicht war das jetzt auch wieder eine Teufelei…«

»In dem Spiel ist noch alles drin«, versetzte ich, wischte mit der Rechten einen tiefhängenden Ast beiseite und machte ein paar Schritte.

»Komisch, das alles.«

Ich blieb stumm. Schweigend ging wir nebeneinander her, ohne so recht zu wissen, nach was wir suchten.

Ich wurde nicht schlau aus der ganzen Sache. Vorhin hatte es ganz danach ausgesehen, daß wir die Situation unter Kontrolle hatten. Die drei Ghouls konnten uns nicht mehr gefährlich werden.

Dann war dieses Geistermädchen aufgetaucht, und wir waren ihm bis in den Wald gefolgt. Irgendwie hatte ich insgeheim mit einem Hinterhalt gerechnet, mit einer Falle, ebenso wie Suko. Und jetzt war die Erscheinung verschwunden, wir standen hier – und damit aus.

Das war verdammt dürftig. Wir kamen auf einen schmalen Waldweg. Hier waren die Lichtverhältnisse wieder besser, und wir brauchten die Stablampe nicht mehr. Der Himmel hatte noch mehr aufgeklart. Die Gewitterwolken hatten sich verzogen, zahllose Sterne glühten im Schwarz der Nacht, und auch der Mond war zu sehen.

Trotzdem verdichtete sich eine unheimliche Aura. Etwas Böses, Drohendes…

Als strecke ein unsichtbares, grauenvolles Wesen seine Klauen nach uns aus!

Und dann hörte ich es!

»Kommt!« wisperte es in meinem Schädel.

Ich zuckte zusammen. »Suko, hast du das auch gehört?«

Er nickte.

»Kommt! Kommt in mein Reich… In das Reich Zaandaars, des Traum-Dämons!«

Ich schüttelte mich. Aber dadurch bekam ich den eisernen Druck, der sich plötzlich um meinen Schädel gelegt hatte, auch nicht weg.

Suko ging es ähnlich.

Er keuchte, als würge ihn ein unsichtbarer Gegner.

Es wurde gefährlich!

Schon begann die zersetzende Wirkung der unheimlichen Gedankenstimme. Mein Widerstand erlahmte rasch. Ich *wollte* ihr folgen… Wie ausgeschaltet war mein eigener Wille.

Unbeholfen tappte ich los, zum Wald linkerhand des Wegs hin!

Ein Schritt… Zwei Schritte …

Suko folgte.

»Kommt! Kommt! Ich erwarte euch!« hechelte die Stimme. *»Meine Botschafterin führte euch zu mir! Kommt! Seid meine Gäste…!«*

Noch eindringlicher, verlockender wurde der Befehl! Ein Befehl, der vordergründig voller drängender Freundlichkeit, unterschwellig jedoch eiskalt, triumphierend und bösartig war!

Gleichzeitig jedoch hörte ich noch etwas anderes! Eine zuschlagende Autotür! Das Aufheulen eines Motors!

Und dann überschlugen sich die Geschehnisse!

Rasend schnell tanzten zwei Lichtpunkte heran! Scheinwerfer!

Die gleißende Helligkeit hüllte mich ein, blendete mich…

Aber sie sorgte auch dafür, daß der Druck in meinem Kopf zersplitterte, verschwand! Die Gedankenstimme zog sich zurück!

Ich war wieder ich selbst! Schlagartig begriff ich es – und handelte.

Der Wagen schoß heran! Der Fahrer mußte übergeschnappt sein – oder halb verrückt vor Angst. Auf dieser Stoßdämpferprüfstrecke ein derartiges Tempo vorzulegen, war lebensgefährlich. Für ihn und für Suko und mich.

Ich riß meinen Freund mit in den Wald hinein. Zweige peitschten in unsere Gesichter. Suko fluchte. Benommen schüttelte er sich.

Hinter uns rauschte der Wagen vorbei. Dreck spritzte auf und wirbelte davon. Ich war schon wieder auf dem Waldweg und sah dem Burschen nach. Ein Austin. Die Rücklichter entfernten sich rasch. Das Kennzeichen hatte ich nicht lesen können. Es war dreckverkrustet.

Zwei Herzschläge später war der Wagen nicht mehr zu sehen.

Suko kam zu mir und rieb sich seinen Nacken. »Was war das?« fragte

er. Seine Stimme war rauh.
»Was meinst du? Die Stimme – oder den Wagen?«
»Beides.«
»Frag mich etwas Leichteres!«
Das häßliche Gefühl kehrte wieder zurück. Ja, ich fühlte mich miserabel. Wie zerschlagen. Und irgendwie war ich das ja auch.
Das Motorengeräusch war verstummt. Dafür schrie ganz in der Nähe ein Käuzchen.
Die hypnotische Gedankenstimme schwieg ebenfalls.
Wir kamen uns ziemlich dumm vor. Jemand hatte uns an der Nase herumgeführt, uns seine Macht demonstriert. Und wir wußten nicht einmal, wieso.
Momentan jedenfalls noch nicht. Aber aufgeschoben ist bekanntlich nicht aufgehoben.
Vorerst interessierte mich mindestens ebenso brennend, was der Fahrer des Austins um diese Zeit hier im Wald zu suchen gehabt hatte. Das Höllentempo, das er vorlegte, ließ auf nichts Gutes tippen.
Wir schritten in die Richtung, aus der er gekommen war. Suko leuchtete. Der Lichtkegel huschte über den Boden. Die Reifenspuren des Austin hatten sich tief in die lehmige Erde eingegraben, so daß man ihnen leicht folgen konnte.
Dann kamen wir an die Stelle, an der der Bursche gewendet hatte.
Hier gab es ein paar Fußspuren. Also war er ausgestiegen…
Warum? Die Frage konnten wir nicht beantworten. Die Spuren führten zum Waldrand, und dort endeten sie. Im Unterholz, das an dieser Stelle nicht so dicht hochwucherte, waren sie nicht mehr zu sehen.
»So ein Mist«, entfuhr es mir. Heute hatten wir aber auch wirklich Pech… Und das bei derart vielen Zwischenfällen, die scheinbar allesamt nichts miteinander zu tun hatten. Gerade das aber war es, was mich so mißtrauisch machte.
Wir beschlossen, umzukehren und für heute Schluß zu machen.
Heute nacht konnten wir ohnehin nichts mehr ausrichten. Die Dunkelheit begrub alles unter sich. Und da war immer noch der Unheimliche, der irgendwo im Verborgenen lauerte… Wenn er wieder auf die Idee kam, uns zu rufen …
Ich zweifelte nicht daran, daß der Bann dieses Mal halten würde.
Aber gleichsam waren wir fest entschlossen, diesem seltsamen Wald noch einmal einen Besuch abzustatten. Entsprechend ausgerüstet – und bei hellichtem Tag.
Während wir zurückgingen, spukte mir immer wieder ein Name durch den Sinn: Zaandaar. Der Traum-Dämon.
War er der Feind im Hintergrund? Der Auftraggeber der drei Ghouls? Oder hatte das eine mit dem anderen nichts zu tun?

Und wie paßte der Austin-Fahrer ins Spiel? Und die Geistererscheinung, die uns hierhergelockt hatte?

Vasallen Zaandaars?

Nun, der Fall, der sich hier abzeichnete, versprach, interessant zu werden. Gott sei Dank war mir mein Galgenhumor geblieben.

Ich puzzelte weiter. Bisher war es mir noch nicht untergekommen, daß sich ein Dämon vorgestellt hatte, bevor er zuschlug. Aber genau das hatte dieser Zaandaar vorhin praktiziert. Während er Sukos und meinen Geist übernommen hatte.

Konnte er sich derart stark und siegessicher fühlen?

Warum hatte er sich dann zurückgezogen? Warum griff er nicht mehr an? Warum ließ er Suko und mich gehen?

Und überhaupt: Welche Fähigkeiten hatte dieser Zaandaar? War er ein Hypno? Die Bezeichnung »Traum-Dämon« war doch ziemlich vage…

Ich grübelte daran herum und ahnte nicht, daß ich schon verdammt bald eine Antwort auf alle meine Fragen bekommen würde.

Von Zaandaar höchstpersönlich!

***

Der Dämon zog seine gedanklichen Fühler zurück. Triumph durchwallte ihn. Er war erwacht, frei und wieder im Vollbesitz seiner Kräfte! Soeben hatte er den letzten Beweis dafür erhalten! Er hatte den Astralleib einer Frau entstehen lassen können – allein durch die Macht seiner Gedanken, die die Lebensenergie seiner menschlichen Sklavin umwandelten…

Zwei Männer waren darauf hereingefallen. Und beinahe wären auch sie in seiner magischen Falle gelandet.

Doch irgend etwas hatte ihn gestört. Ein unangenehmes Gefühl.

Nun, vielleicht hatte einer der beiden Männer ein schützendes Amulett getragen.

Zaandaar gluckste. Er war dennoch zufrieden.

Alles war so gekommen, wie es ihm von Asmodina versprochen worden war.

Asmodina…

Ja, er liebte und verehrte sie, und erkannte sie als seine Herrin an.

Ihr verdankte er sein Erwachen, seine Freiheit und seine Kräfte.

Alles…

Deshalb würde er in ihrem Namen und in ihrem Sinne tätig sein.

Er hatte ihr den Eid geschworen.

Sekundenlang gedachte er seines früheren Herrn – des Schwarzen Todes. Er war ungerecht und überheblich gewesen. Seine Strafen fürchterlich. Einer solchen Strafe hatte er, Zaandaar, es zu verdanken, daß er über 100 Jahre lang im magischen Schlaf gefangen gewesen

war.
100 lange Jahre…
Zaandaar spürte, wie der Zorn in ihm hochpulste. Sein gigantischer Körper zuckte ekstatisch. Schleim sonderte sich ab.
Und noch etwas pulste in ihm.
HUNGER!
Asmodina hatte ihm freie Hand gelassen. Er durfte seinen Hunger stillen… Und genau das würde er tun!
Zaandaar wandte sich seiner Sklavin zu. Sie war jung, kräftig, hübsch und voller Lebensenergie. Einige Augenblicke musterte er sie eindringlich. Sein erstes Opfer… Seit vielen Jahrzehnten sein erstes Opfer!
Sie war in seine magische Falle geraten, in jene Falle, die er nur mit Asmodinas Hilfe hatte aktivieren können. Er allein wäre dazu zu schwach gewesen.
Dieses erste Opfer aber gab ihm die Kraft, die er brauchte, um weitere Opfer fangen zu können. Weitere Opfer, die ihm noch mehr Kraft bringen würden!
Bald, sehr bald würde er wieder im Vollbesitz seiner Macht sein, und dann…
Er vollendete den Gedanken nicht.
Zu groß war sein Hunger, zu groß seine Gier nach der warmen, belebenden Energie der jungen Frau.
Mit einem harten Gedankenimpuls weckte er sie.

***

Das Dunkel in ihrem Geist lichtete sich.
Sie sah sich selbst, sah, wie sie einen zögernden Schritt machte…
Den Schritt zurück in die Realität.
Laureen Fuller hob ihre Lider. Entsetzliche Leere herrschte in ihr.
»Du hast geträumt…« Eine fürchterliche, knarrende Stimme sagte dies. Eine Stimme, die von keinem menschlichen Wesen stammen konnte!
Laureen nickte wie in Trance. »Ja«, murmelte sie, halb zu sich selbst. »Ja, ich habe geträumt, Meister.«
Jetzt erst blickte sie ihr häßliches Gegenüber bewußt an. Der baumstammdicke, riesige Wurmkörper bewegte sich. Wellenartige Zuckungen rieselten darüber. Gelblicher, flockiger Schleim sonderte sich ab, tropfte zähflüssig zu Boden. Das rote Leuchten schmerzte in ihren Augen.
Laureen Fuller empfand nichts bei diesem Anblick. Weder Freude noch Furcht konnte sie mehr produzieren. Wenigstens nicht mehr so wie früher. Ihre Gefühle waren zu einem Großteil ausgeschaltet.
Teilnahmslos glitt ihr Blick über den monströsen Körper, hin zu den

Augen. Sie waren groß und dunkel, wie zwei abgrundtiefe Schächte. Irgendwo in der Tiefe flammten Bosheit, Hinterlist und Grausamkeit.

Das wulstige Loch, das als Maul fungierte, zuckte. Die schwarzen und gelben Beulen, die es säumten, verfärbten sich dunkler.

Für einen winzigen Moment fiel der Bann von Laureen Fuller. Ihr Meister *wollte*, daß sie Angst verspüre. Dämonen lieben es, ihre Opfer zu quälen.

Laureen zitterte am ganzen Körper. Sie starrte auf den widerlichen, zu einem wimmelnden, zuckenden, schleimabsondernden Knäuel verwobenen Wurmkörper des Dämons.

Zaandaar, nannte er sich.

Zaandaar, der Traum-Dämon.

Sie war in seine magische Falle geraten und hatte ihn so aus seinem jahrzehntelangen Schlaf erweckt und gestärkt. Mehr hatte sie von ihm nicht erfahren. Nur noch, daß er ihr Meister war. Daß sie ihm hilflos ausgeliefert war.

Dann war die undurchdringliche Barriere wieder da.

Zaandaar lachte glucksend. Speichelblasen zerplatzten vor der Maulöffnung. Das düstere Rot, das von seinem Körper ausstrahlte, leuchtete intensiver. Zuckende Schatten tanzten über die schroffen Höhlenwände.

»Willst du mir nicht von deinen Träumen erzählen?« fragte er hinterhältig.

»Ich – ich kann mich nicht daran erinnern, Meister!«

»Versuche es!«

Sie begann zu zittern. Die Drohung in der Stimme des schrecklichen Wesens war fürchterlich.

»Ich… ich träumte von Blut und von Tod«, sagte sie stockend.

»Ich sah einen Mann, der von einem Löwen angefallen wurde. Es war jener Mann, der mich – der mich vergewaltigen wollte!« Die letzten Worte hatte sie hinausgeschrien.

Zaandaar lachte. »So, so, er wurde von einem Löwen getötet. Ein interessanter Traum – er gefällt mir.«

»Danke, Meister.«

»Bedanke dich nicht. Du wirst Gelegenheit bekommen, mir deine Dankbarkeit zu beweisen.«

»Ich verstehe nicht, Meister!«

»Du gehörst mir, du bist mein Eigentum. Ich will, daß du dies weißt, und dich entsprechend benimmst. Ich werde deinen ersten Traum erfüllen, wahr werden lassen – und du gibst mir deine Lebensenergie dafür. Ein gerechter Tausch!« Wieder lachte er.

Höhnisch. Hinterhältig. Gemein.

Laureen lauschte seinen Worten nach, und verstand sie doch nicht.

Da war nur ein unterschwelliges Gefühl – ein Gefühl, das ihr riet,

vorsichtig zu sein.
Aber es verschwand im nächsten Augenblick.
Zaandaar sprach weiter: »Die Macht der Träume… Niemand kennt sie – niemand, außer mir, dem Traum-Dämon. Und niemand vermag ihnen zu widerstehen, wenn sie Wirklichkeit werden. Der Anfang ist gemacht. Ich bin wieder in der Lage, meine Fähigkeiten einzusetzen, meine Kräfte zu gebrauchen. Der Odem der Zeit konnte ihnen nichts anhaben. Gespeist von der Energie der Sterblichen, werden sie wachsen, wachsen und wachsen! Und die Zeit wird kommen, da die Rasse der Sterblichen erzittert! Wir werden unseren Spaß haben, Laureen Fuller. Großen Spaß. Wir werden träumen und deinen Verehrer sterben lassen. Und diesem Traum werden weitere folgen… Träume, die nicht mehr so harmlos sind!«

***

Narr! Elender, verdammter Narr! wisperte die teuflische, haßerfüllte Stimme in seinem Kopf.
Es war die Stimme seines Vaters. So hatte er ihn früher immer angeschrien, wenn er schlechte Noten nach Hause gebracht hatte.
Sein Vater und seine Mutter waren schon lange tot. Aber ihre Stimmen hörte er immer noch.
Und zu Recht, höhnte die Stimme. *Du bist unfähig! Unfähig und dumm!*
Charles M. Wyndbogh duckte sich wie ein geprügelter Hund.
Sein Unterkiefer klappte herunter. Speichel rann über Lippen und Kinnpartie. »Ich kann nichts dafür!« stammelte er plötzlich.
Du hast es einfach zu dumm angestellt! Dabei hatte sie keine Chance!
Glühender Schmerz wühlte in seinem Schädel. Das war jedesmal so, wenn sich sein Dad aufregte.
Charles M. Wyndbogh erschauderte. »Nicht, Dad, bitte nicht!« flehte er jämmerlich. »Ich werde es wiedergutmachen. Morgen. Morgen werde ich sie aufsuchen. Ich weiß, wo sie wohnt. Ihre Handtasche – sie hat ihre Handtasche in meinem Wagen zurückgelassen. Laureen Fuller heißt sie. Ich finde sie, und dann, dann werde ich es tun! Morgen, ganz bestimmt!«
Er preßte beide Handflächen gegen seinen Schädel. Der Schmerz verschwand.
Also gut. Eine letzte Chance will ich dir geben. Unverhohlene Drohung lag jetzt in der Flüsterstimme.
»Du wirst es nicht bereuen, Dad! Danke!«
Die Stimme schwieg. Charles M. Wyndbogh entspannte sich und richtete sich wieder auf. Sekundenlang hatte er von seiner Umgebung nichts mehr wahrgenommen. Förmlich ausgewischt war sie gewesen. Wenn sich das Ich seines Vaters bemerkbar machte, war das immer so. Er hatte sich daran gewöhnt.

Charles M. Wyndbogh wischte sich die braunen Haarsträhnen aus der Stirn. Mit einem letzten Blick auf seinen Austin verließ er die Garage. Das Kipptor fiel mit einem fauchenden Laut zu.

Wyndbogh schritt zum Haus hinüber. Es lag nur knapp Schritte entfernt. Ein schmaler, mit Natursteinplatten belegter Weg führte hinüber. Die Trauerweiden in dem parkähnlichen Garten glichen bizarren Ungetümen. Die langen, peitschenschnurartigen Äste bewegten sich im kühlen Nachtwind.

Wyndboghs Blick huschte an der von wildem Efeu überwucherten Fassade der großen, alten Villa empor. Hinter keinem der Fenster brannte Licht. Gut. Seine Frau schlief also. Das war sehr gut.

Er kicherte.

Niemand ahnte etwas von seinem Doppelleben. Niemand wußte, daß er für das böse Ich seines Vaters tätig war.

Tagsüber war er der biedere, gutaussehende Charles M. Wyndbogh, dank der Großzügigkeit und des Geldes seiner Frau, Inhaber eines gutgehenden Immobilienbüros. Er war beliebt. Und reich.

Doch das genügte dem Ich seines Vaters nicht. Es zwang ihn, Mädchen zu belästigen und umzubringen!

Lange hatte er ihm widerstehen können. Aber jetzt war es zu stark geworden. Er konnte ihm nichts mehr entgegensetzen.

Deshalb hatte er sich arrangiert. Unterworfen.

Er ging langsamer. Die frische Luft tat ihm gut. Sie klärte seine Gedanken.

Die Erinnerung an das Geschehene kehrte zurück. Machtvoll war sie. Machtvoll und grausig.

Das Mädchen war ihm entkommen, obwohl er überall nach ihr gesucht hatte. Er war durch den Wald gelaufen, kreuz und quer.

Vergebens. Laureen Fuller war und blieb verschwunden.

Schließlich hatte er aufgegeben.

Gerade noch rechtzeitig. Ein paar Minuten später, und er wäre den beiden Männern direkt in die Hände gelaufen.

Die Männer…

Wenn sie nicht so schnell ausgewichen wären, hätte er sie überfahren.

Dann waren diese Gedanken auch schon wieder weg.

»Morgen, liebe Laureen… Morgen!« flüsterte er heiser.

Seine langgliedrigen Hände öffneten und schlossen sich rhythmisch. Sein Herzschlag beschleunigte sich unwillkürlich. Sekundenlang schien eine schwarze Nebelwolke vor seinen Augen zu wogen.

Ein Beweis dafür, daß das Ich seines Vaters sehr aufmerksam seine Gedanken mit verfolgte.

»Vielleicht werde ich sie töten, Dad«, flüsterte er entrückt. »Sie war nicht brav. Sie ist weggelaufen. Ich habe sie gewarnt.«

Charles M. Wyndbogh wußte, daß er sich richtig verhielt. Sein Vater war zufrieden mit ihm.

Er erreichte die steinerne Treppe, die zu dem massiven Eichenholzportal hinaufführte. Links und rechts ragte je ein Steinlöwe auf.

Seine Frau hatte auf solcherlei Prunk bestanden. Überhaupt: Seine Frau setzte ihren Willen immer durch. Nötigenfalls mit der eiskalt ausgesprochenen Drohung: *Du lebst in meinem Haus und von meinem Geld. Wenn dir das nicht paßt, kannst du jederzeit deine Koffer packen und verschwinden. Niemand hält dich.*

Er gab immer nach.

Aber in den letzten Tagen hatte er sich schon mehrmals bei dem Gedanken ertappt, ob es nicht möglich wäre, Edna zum Schweigen zu bringen. Sein Vater hatte sich dazu jedoch nicht geäußert. Und ohne dessen ausdrücklichen Befehl unternahm er nichts. Er allein wäre niemals in der Lage, einen Menschen umzubringen. Nicht einmal Blut konnte er sehen. Davon wurde ihm schlecht. Nein, nein, wenn schon, dann brauchte er die Hilfe des anderen Ichs.

Seine Rechte fuhr in die Jackettasche, um den Hausschlüssel hervorzukramen.

Da geschah es!

Der Löwe zu seiner Rechten bewegte sich!

Charles M. Wyndbogh sah es nicht. Noch nicht. Aber instinktiv spürte er die tödliche Gefahr, die sich irrsinnig schnell verdichtete.

Er kreiselte herum. Seine Augen weiteten sich.

Der Löwe bewegte sich mit gleitender, kraftvoller Geschmeidigkeit. Obwohl er nach wie vor aus Stein war! Aus grauem, porösem Stein! Das Maul öffnete sich.

»Das gibt es doch nicht!« flüsterte Charles M. Wyndbogh fassungslos.

Ein dumpfes Grollen brach aus dem Rachen des Löwen. Nur noch eine Armlänge trennte den Immobilienmakler von der lebenden Steinbestie!

»Weg! Verschwinde! Dich gibt es nicht!« kreischte Wyndbogh los.

Die Bestie sprang!

Ein knallharter, brutaler Schlag traf den Makler an der Schläfe, dann an der Kehle. Ein Geräusch wie von zerreißendem Papier…

Eine schmerzhafte Explosion erhellte sein Bewußtsein und das seines zweiten Ichs. Im roten Gleißen dieser Explosionen vereinigten sie sich miteinander.

Dann war es vorbei. Charles M. Wyndbogh lebte nicht mehr.

***

Für die Strecke Hampstead Heath-London City brauchten wir mit dem Bentley eine knappe halbe Stunde. Tagsüber wäre dies unmöglich

zu schaffen gewesen. Da herrschte auf der Finchley Road A-41, die ziemlich gradlinig an Euston und Marylebone vorbei ins Zentrum Londons führte, sozusagen der Ausnahmezustand. Baustelle reihte sich an Baustelle, und das Verkehrsaufkommen war gewaltig. Nur während der Rush-hour in London ging es noch schlimmer zu.

Shao schlief bereits, und so kam Suko noch auf einen Sprung mit zu mir – und da erwartete uns eine Überraschung.

Sie hieß Jane Collins, war Privatdetektivin – und mir beileibe nicht gleichgültig.

Wir erzählten ihr, was geschehen war, und dann schloß sich beinahe nahtlos die Lagebesprechung an. Schon mehr als einmal hatte sich Jane recht aktiv an der Dämonenbekämpfung beteiligt. Und erfolgreich dazu: Sie war es gewesen, die Grimes, den Ghoul, letztendlich erledigt hatte.

Keine Frage also, daß sie mit Feuereifer bei der Sache war.

Vergessen war der eigentliche Grund ihres Kommens. Ich kenne ihn bis heute nicht.

Die Zeit verging.

Wir redeten uns die Köpfe heiß. Tausend Hypothesen stellten wir auf, kauten sie durch und verwarfen sie wieder.

Suko hatte es sich im Ohrensessel bequem gemacht. Er starrte auf seine Fingerspitzen, als hätte er sie noch nie zuvor gesehen.

Jane Collins und ich lümmelten auf der Wohnlandschaft.

Tiefe, schwarze Ringe lagen um Janes Augen, ihr Blondhaar war zerzaust. Ihren Sex-Appeal hatte sie trotzdem nicht eingebüßt.

Wenn ich ganz genau hinhörte, konnte ich die Luft in ihrer unmittelbaren Umgebung knistern hören…

Wir waren an einem toten Punkt angelangt.

Das Schweigen, das sich wie eine dicke, gläserne Wand zwischen uns aufgebaut hatte, nervte mächtig.

»Besser, wir machen Schluß für heute. Morgen früh werden wir weitersehen«, meinte ich lakonisch.

Suko nickte. »Ich glaube, wir müssen darauf vorbereitet sein, daß die Geschehnisse von heute abend nichts Gutes zu bedeuten haben. Ich habe ein mulmiges Gefühl im Magen.«

Jane pflichtete ihm bei: »Da geht es mir nicht anders.«

»Na, wenigstens sind wir uns in dieser Hinsicht einig«, räumte ich ein.

»Ihr fahrt wieder hinaus?« fragte Jane. Ich nickte.

Da trat jenes unternehmungslustige Glühen in Janes Augen, das ich so gut kenne. »Vielleicht könnte ich…« Sie unterbrach und schlug sich gegen die Stirn. »Ach, verflixt, geht ja gar nicht. Ich muß morgen früh ganz dringenden Papierkram erledigen. Das Finanzamt schreit nach Blut …«

Insgeheim atmete ich auf. Aber natürlich hütete ich mich, dies zu zeigen. In dieser Hinsicht verstand Jane absolut keinen Spaß. So also machte ich ein zerknirschtes Gesicht und heuchelte: »Schade…«

Jane durchschaute mich trotzdem. »Tu nur nicht so!« sagte sie gefährlich gelassen und sah mich aus schmalen Augen an. Sie hatte ihre aufregend langen Beine übereinandergeschlagen und wippte mit den schwarzen, hochhackigen Schuhen.

»Ich bin unschuldig!«

»Du und unschuldig!«

Ich seufzte.

Suko stand auf und streckte sich. »Schont eure Kräfte«, versetzte er grinsend.

»Sie hat angefangen!« Ich deutete zu Jane hin und bemühte mich, entrüstet auszusehen.

Jane setzte sich kerzengerade auf. »Ich -«

Gönnerhaft winkte ich ab. »Schon gut. Ich verzeihe dir!«

»Scheusal!«

»Was tut man nicht alles, um zufriedene Freunde zu haben!«

Sukos Grinsen wurde noch breiter. Er klopfte mir auf die Schulter, dann verabschiedete er sich von Jane und mir. Wir begleiteten ihn zur Tür. Er nickte uns zu, überquerte den Korridor und verschwand auf Zehenspitzen in seiner Wohnung. Er nahm Rücksicht auf seine Freundin Shao. Er wollte sie nicht aufwecken.

»Rufst du mich morgen an?« fragte Jane unvermittelt.

»Besorgt?«

»Hmm.«

»Unkraut vergeht nicht.«

»Das kann man nie wissen«, versetzte sie und lächelte honigsüß.

Das war ihre Rache für vorhin.

Doch wenn sie so lächelte, kam ich meistens auf dumme Gedanken. Ich zog sie zu mir heran, legte meine Arme um sie. Sie duftete nach Maiglöckchen. Ich schnupperte und verdrehte meine Augen. »Du könntest bei mir übernachten, Fräulein Privatdetektiv«, schlug ich hinterhältig vor.

Natürlich durchschaute sie auch das. »Lieber nicht!« Sie ging auf Distanz.

»Vertraust du mir etwa nicht?« Ich legte Entrüstung in meine Stimme.

»In *der* Angelegenheit nicht besonders, lieber John!«

Ich seufzte melodramatisch und zuckte die Schultern. »Dann eben nicht. Schade!«

»Du wirst darüber hinwegkommen, Oberinspektor Sinclair. Und wenn du morgen früh frisch und ausgeruht aufwachst, bist du mir dankbar. Wetten?«

Das war immerhin ein Argument.

Ich seufzte trotzdem noch einmal. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und hauchte mir ein Küßchen auf die Lippen, das mir den Abschied noch schwerer machte.

Aber Jane war gnadenlos.

Sie warf sich ihre Lederjacke über die Schultern, sagte »bye-bye« und war schon im Flur.

Ich hob die Rechte und winkte ihr nach. Die Lifttür öffnete sich fauchend, Jane trat in die Kabine. Dann drehte sie sich um und winkte. Im nächsten Augenblick rumpelte die Tür schon wieder zu.

Der Lift summte abwärts.

Ich drückte die Tür hinter mir ins Schloß und ging in den Livingroom zurück. Janes Parfüm schwebte noch im Raum.

Schicksal, dachte ich und wurde wieder ernst. Für ein paar Minuten hatte ich alle meine Sorgen vergessen. Jetzt aber waren sie wieder da. Wieder nagte ich an den anstehenden Problemen herum.

Daß ich momentan nichts tun konnte, wurmte mich am meisten.

»Mann o Mann«, brummte ich, ließ mich auf die Wohnlandschaft fallen und plazierte meine Füße auf dem kleinen, roten Tischchen, das davor stand. Mit beiden Handballen massierte ich mir die Schläfen.

Das verjagte meine Müdigkeit jedoch auch nicht.

Also stand ich wieder auf.

Nach einem Schnelldurchgang in Sachen Abendtoilette wanderte ich durch meine Junggesellenwohnung, knipste überall das Licht aus und ließ mich dann in mein Bett fallen.

Trotz der Müdigkeit gelang es mir nicht einzuschlafen. Unruhe wühlte in mir. Eine Art sechster Sinn, der mich warnte. Ahnungen, die mir zuflüsterten, daß irgendwo im Verborgenen das Böse brodelte…

Es war zum Aus-der-Haut-Fahren!

Eine Menge Dinge purzelten mir durch den Sinn. Der Kampf gegen die Ghouls. Die Verfolgung der geisterhaften Erscheinung.

Die Gedankenstimme, die uns in das Reich des Traum-Dämons hatte lotsen wollen. Der Austin-Fahrer.

Gab es Zusammenhänge? Wenn ja, welche?

Noch lange kaute ich daran herum.

Schlußendlich aber wurde ich doch noch von meiner Müdigkeit übermannt. Irgendwann kurz vor Morgengrauen muß ich eingeschlafen sein.

Aber das Gefühl drohender Gefahr blieb unterschwellig bestehen.

Dementsprechend unruhig schlief ich. Und das, was ich zusammenträumte, hätte dem seligen Hitchcock Material für mehrere Filme geliefert.

***

Jeremy McClousen war der perfekte Streifenpolizist: Er war korrekt, zuverlässig, liebte seinen Beruf und die Queen und ließ sich durch fast nichts aus der Ruhe bringen. Im Lauf seiner vielen Dienstjahre hatte er einen dicken Pelz bekommen. Nur der Enthusiasmus, mit dem er diesen seinen Dienst versah, der hatte sich nicht geändert. Der war der gleiche geblieben.

Manchmal wunderte sich Jeremy McClousen selbst darüber. Er war nämlich beileibe kein Träumer. Und von romantischen Gefühlen hielt er auch nicht sonderlich viel.

Deshalb war er auch mit seinem Beruf verheiratet.

Er grinste bei diesem Gedanken und blieb vor einer kleinen, unscheinbaren Kneipe stehen. Links davon führten ein paar ausgetretene Stufen zu einer Kellerbar hinunter. An die Tür war ein Schild genagelt. In großen, grellbunten Lettern wurde für eine angeblich fantastische Striptease-Show geworben.

Jeremy McClousen seufzte. Der gute, alte Hank Redding konnte es einfach nicht lassen.

Er kannte den Inhaber der Bar schon seit einigen Jahren. Früher war er so etwas wie ein Star gewesen, hier in Bloomsbury. Die hübschesten Bienchen waren für ihn anschaffen gegangen. Aber die großen Zeiten gehörten nun schon lange der Vergangenheit an.

Heute hielt er sich mehr schlecht als recht mit seinem drittklassigen Etablissement über Wasser.

Jeremy McClousen schritt weiter. Den Gummiknüppel ließ er – eingedenk alter Tradition – kreisen.

Es war neblig, wie fast jeden Morgen zu dieser Stunde. Die Sonne hatte sich noch nicht auf den Weg gemacht. Nur ein fahler Lichtschein über den schäbigen Häusern kündigte an, daß sie bald auftauchen würde.

Seltsam dumpf, hohl, hallten die Schritte des Bobbys wider. Der Nebel, dachte er. Der dämpfte und verzerrte jedes Geräusch. Entfernungen konnte man da nicht mehr richtig abschätzen.

Jeremy McClousen kannte auch das. Es beunruhigte ihn nicht.

Ein wütender Windstoß fegte heran und wirbelte ein paar Zeitungen auf. Die Blätter raschelten. Widerwillig flatterten sie dann wieder nieder.

Es stank nach Fisch und Bratfett. Auf der anderen Seite der schmalen Straße gab es eine Pommesbude.

Verwinkelt gebaute, einfache Häuser säumten den Gehsteig. In den Rinnsteinen faulten Abfälle.

Es war eine miese Gegend. Die mieseste von ganz Bloomsbury.

Und dabei dachte man immer, wenn dieser Name fiel – ähnlich wie bei Soho –, an Vergnügungen, resümierte Jeremy. Nun, hier war davon nichts zu spüren. Hier gab es – obwohl das British Museum, die

University of London und die Courtauld Institute Galleries in der Nähe lagen – ziemlich viel Dreck und Elend und verkrachte Existenzen. So war das nun einmal. Hinter der offiziellen Fassade sah vieles ganz anders aus. Erbärmlicher.

Da!

Ein gurgelnder Schrei riß Jeremy McClousen aus seinen Überlegungen!

Seine Schrecksekunde war kurz. Blitzartig schaltete er um und war voll da!

Er starrte in die düstere, graue Wand, die vor ihm wogte.

Tatsächlich.

Er konnte einen Schemen erkennen…

Dazu hastige Bewegungen. Dann ein harter Aufprall. Stöhnen.

Scharren.

Eine Schlägerei! durchzuckte es den Polizisten. Und da rannte er auch schon. Unterwegs führte er seine Trillerpfeife zum Mund und blies hinein. Grell zerriß der Pfiff die Stille.

Ein weiterer Schrei!

Beiläufig wunderte sich McClousen. Eine Schlägerei um diese Zeit war doch ziemlich ungewöhnlich. Derlei Dinge passierten für gewöhnlich abends…

Das, was er im nächsten Augenblick zu sehen bekam, ließ ihm schier die Augen aus dem Kopf fallen! Schlagartig stoppte er. In seinem Schädel dröhnte es. Ein eiskalter Skelettfinger schien ihm über das Rückgrat zu streichen.

Ein Mann lag auf dem dreckigen, feuchten Asphalt. Er bewegte sich nur noch schwach.

Und auf ihm…

»Nein!« japste Jeremy McClousen.

Es waren Ratten!

Unzählige! – Und riesig groß!

Sie wimmelten über den Hilflosen, fiepten, zerrten an ihm, an seiner Kleidung…

McClousens Zähne gruben sich tief in seine Unterlippe. Den grellen Schmerz bemerkte er nicht einmal. Er war wie gelähmt.

Wahnsinn, dachte er. Das ist Wahnsinn! Ein Alptraum! Ich muß träumen!

Er konnte nicht wissen, daß er damit genau ins Schwarze traf!

Das, was er sah, *war* ein Traum! *Ein Wirklichkeit gewordener Horrortraum!*

***

Klar, wenn das Telefon so aufdringlich lange und nachdrücklich rasselte, dann konnte das eigentlich nur eines bedeuten: Ärger.

Ich hätte es wissen müssen, aber ich wollte es nicht wahrhaben.

Noch nicht.

Es war so verdammt früh am Morgen, und ich hatte kaum eine volle Stunde geschlafen. Das machte mir schwer zu schaffen, obwohl ich üblicherweise kein Morgenmuffel bin. Jane Collins Worte kamen mir in den Sinn. Ich zerknirschte eine herzhafte Verwünschung. Dann hatten meine herumtastenden Finger das Telefon endlich erreicht. Es bereitete mir einige Mühe, bis ich den Hörer an mein Ohr gebracht hatte.

Mit verstellter Stimme krächzte ich hinein: »Wer immer Sie auch sind, hier spricht der automatische Anrufbeantworter, und ich möchte nicht gestört werden!« Ich gähnte.

Aber das verging mir augenblicklich.

Mein Chef war höchstpersönlich am anderen Ende der Leitung.

Das kam so selten vor, wie eine Kuh mit zwei Köpfen. Seine Stimme klang ruhig wie immer. Sir Powell war schließlich ein »Sir« und ein Gentleman – und ich konnte ihn vor mir sehen, wie er leibte und lebte: ein Glas Wasser vor sich, korrekt gekleidet, stocksteif.

»John, hören Sie mit dem Unsinn auf!« verlangte er. »Ich habe mit Ihnen zu reden! Ernsthaft!«

Das glaubte ich ihm unbesehen. Zwischenzeitlich war ich auch hellwach. In Sir Powells Stimme lag etwas, das mich förmlich elektrisierte. Meine Nackenhärchen richteten sich auf.

»Sir?«

»Na endlich!« brummte er zufrieden.

»Darf ich fragen, was…«

Weiter ließ er mich nicht kommen. »Ich habe leider keine Zeit für lange Erklärungen, John, die Sache ist brandeilig. Sie waren doch gestern abend im Hampstead Heath unterwegs…?«

»Unterwegs ist gut, Sir. Wir haben drei Ghouls erledigt, und…«

»Gut, gut. Aber jetzt ist in Hampstead etwas passiert, das Sie wesentlich mehr interessieren dürfte als drei Ghouls!«

Davon war ich gar nicht so überzeugt, aber ich sagte nichts.

Sir Powell sprach weiter: »Ein Mann – Charles M. Wyndbogh heißt er, Immobilienmakler, vermögend, angesehen – ist heute nacht ermordet worden. Vor seiner Haustür. Und jetzt halten Sie sich fest, John…« Sir Powell legte eine wirksame Kunstpause ein.

»Nun, Sir«, drängte ich nervös.

»Er wurde von einem steinernen Löwen getötet!«

»Sie sagten vorhin, daß Sie ernsthaft mit mir reden wollten«, erinnerte ich meinen Chef ziemlich respektlos.

»Das ist ernst, Mann!« sagte er sehr steif und sehr nachdrücklich. »John, da draußen, in Hampstead, geht irgend etwas vor sich…«

»Ich kümmere mich darum!« versprach ich und war mit meinen

Gedanken plötzlich ganz weit weg.
Zaandaar!
Da war er wieder, der Name!
»… erwarte ich auch von Ihnen!« brachte sich Sir Powell in Erinnerung. »Am besten, Sie fahren gleich los. Der Leichnam wurde vor zehn Minuten gefunden. Von Mrs. Wyndbogh. Sie ist völlig außer sich. Ich habe über die örtliche Polizeidienststelle einen Bobby zum Tatort beordert. Er hält die Stellung, bis Sie und die Kollegen von der Mordkommission kommen. Fahren Sie hin, John, und sehen Sie sich um. Die Wyndboghs wohnen Aldersgate 317. Die Straße liegt ziemlich am Stadtrand von Hampstead, kaum zu verfehlen.«
Ich versprach Sir Powell, das Zähneputzen heute ausnahmsweise ausfallen zu lassen, und legte auf.
Das Puzzle in meinem Kopf war in Bewegung geraten. Einige Teile hatten sich wie selbstverständlich zusammengefügt.
Und es hatte einen Toten gegeben.
Verdammt…
Wie der Blitz fegte ich aus den Federn.
Ich beeilte mich tatsächlich. Wieder meldete sich das Gefühl drohender Gefahr in mir, mit dem ich schon eingeschlafen war. Wie Lava brodelte es in mir.
Hier ging es nicht allein um den toten Mr. Wyndbogh. Hier ging es um mehr. Um viel mehr. Zaandaar, der Traum-Dämon, hatte seine Klauen im Spiel. Das war mir klar.
Den Besuch im Wald von Hampstead Heath mußte ich zwangsläufig verschieben, aber um höchstens eine Stunde. Zuerst wollte ich mir den Leichnam Mr. Wyndboghs ansehen.
Ich war fix und fertig angezogen und steckte die Beretta in die Schulterhalfter. Dann schnappte ich meinen Einsatzkoffer und fegte aus der Wohnung.
Ich schellte bei Suko.
Mein chinesischer Freund schien an der Tür gelauert zu haben, denn sie wurde augenblicklich aufgerissen.
Suko wirkte trotzdem noch ziemlich verschlafen. Er stand im Morgenmantel vor mir. »Sag mal…«, begann er.
Ich informierte ihn im Telegrammstil über Sir Powells Anruf.
Suko und ich sind ein eingespieltes Team. Er stellte keine überflüssigen Fragen. »Ich ziehe mich nur rasch an«, sagte er.
Ich stoppte ihn. »Das dauert mir zu lange«, sagte ich hastig. »Ich fahre jetzt gleich. Kommst du mit deiner Harley nach, okay? Wir treffen uns auf dem Parkplatz beim Friedhof von Hampstead Heath. Und dann nehmen wir uns den Wald vor.«
»Geht klar!«
Bereits zwei Minuten später klemmte ich mich hinter das Lenkrad

meines Silbergrauen. Den Einsatzkoffer legte ich neben mich auf den Beifahrersitz, den silbernen Dolch hatte ich mir in den linken Stiefelschaft gesteckt. Eine Vorsichtsmaßnahme.

Dann war ich unterwegs.

Während ich zügig Richtung Bloomsbury fuhr – Gott sei Dank waren noch nicht zu viele Frühaufsteher unterwegs –, wanderten meine Gedanken. Bill Conollys, Sukos und mein Abenteuer im Alptraum-Garten der teuflischen Bildhauerin Lydia La Grange fiel mir ein. Damals hatten wir es auch mit lebenden Statuen zu tun gehabt. Und mehr noch, beinahe wäre ich selbst für alle Ewigkeiten zum Standbild geworden.

Ob es da einen Zusammenhang gab?

Wohl kaum. Lydia La Grange lebte nicht mehr. Und ihren Mentor, den Schwarzen Tod, hatte ich ebenfalls dorthin geschickt, wohin er schon lange gehörte: In die tiefste Hölle.

Aber der Satan ist bekanntlich ein Eichhörnchen und sorgt für die Seinen…

Ich erwischte eine grüne Welle und trat das Gaspedal durch. Die New Oxford Street hoch, dann in die Tottenham Court Road. Linkerhand ragte der Post Office Tower auf. Dahinter lag der Regents Park und die Nash Terraces, das einstige Jagdrevier der Könige, das 1812 zum Garten umfunktioniert worden war. Die legendäre Baker Street war auch in der Nähe.

Wenn es weiterhin so gut lief, war ich in Rekordzeit in Hampstead draußen. Fortuna schien sich für gestern abend revanchieren zu wollen.

Wurde auch Zeit.

Gestern die indirekte Konfrontation mit Zaandaar, die Geistererscheinung, die Ghouls.

Und jetzt ein steinerner Löwe, der einen angesehenen Immobilienmakler umbrachte.

Ich war gespannt, was ich als nächstes geboten bekam.

Ich brauchte nicht einmal lange darauf zu warten.

Das Grauen hatte seine Kräfte bereits mobilisiert…

***

Die Angst krallte sich wie eine bösartige Bestie in seinem Herzen fest. Alles in ihm schrie: Lauf weg! Steh nicht herum, hau ab, bring dich in Sicherheit! Dem armen Teufel kannst du sowieso nicht mehr helfen!

Aber diese Stimme ignorierte Jeremy McClousen.

Er ignorierte sie ebenso wie das häßliche, nervzerfetzende Fiepen und Zirpen und Pfeifen, das Wimmeln und Trappeln der Ratten!

Die Tiere benahmen sich wie toll!

Jeremy McClousen handelte automatisch. Er packte seinen

Gummiknüppel fester, schwang ihn und hetzte los. Direkt in das Gewimmel der Ratten hinein!

Wuchtig waren die Schläge, die er austeilte. Zwei, drei, vier Ratten flogen wie Kanonenkugeln davon, überschlugen sich, landeten irgendwo mit häßlichem Klatschen und blieben reglos liegen.

Die Ratten wandten sich dem neuen Gegner zu!

Das Fiepen und Schrillen wurde ohrenbetäubend! Die Tiere sprangen hoch, verbissen sich in McClousens Hosenbeine, fetzten daran. Immer mehr kamen… Immer mehr!

Sie sind groß! Viel zu groß! Die sind nicht normal! erkannte er.

Wie eine brodelnde braunschwarze Masse umwogten ihn die pelzigen, schmutzstarrenden Körper. Die Zähne blinkten im diffusen Licht des Morgens. Schwarze Knopfaugen funkelten dämonisch – und voller Blutgier!

Ja, sie lechzten nach Blut!

Jeremy McClousen wuchs über sich hinaus! Vergessen war seine Angst, sein Grauen. Jetzt zählte nur noch eins: Er durfte nicht stürzen! Wenn er zu Boden ging, dann war er verloren! Dann würden sie über ihn herfallen, wie über jenen Unglücklichen, dem er helfen wollte…

Wie ein Roboter kämpfte er. Zuschlagen… Ausholen … Zuschlagen!

Die dumpfen Laute, mit denen sein Knüppel gegen die widerlichen Biester schmetterte, würde er nie wieder vergessen! In seinen tiefsten Träumen würden sie ihn noch verfolgen!

Dann war sein Denken vollends ausgeschaltet. Er konzentrierte sich nur noch auf den ungleichen Kampf: Mensch gegen Bestien.

Blutigrote Nebel faserten vor seinen aufgerissenen Augen. Eiskalter Schweiß perlte auf seiner Stirn und rann in seine Augen. Wie ein Besessener schlug er um sich. Kreischend und fauchend wichen die Ratten aus. Und griffen im nächsten Augenblick schon wieder an.

Von allen Seiten kamen sie! Wimmelnd! Blitzschnell!

Jeremy McClousen hatte keine Chance!

Er begriff es.

Seine Kehle war wie zugeschnürt. Zurück! Du mußt zurück! Hilfe herbeiholen! Allein schaffst du es gegen diese Brut nicht!

Er hätte es wissen müssen!

Er schrie. Versuchte, aus dem Gewimmel herauszukommen.

Aber die Ratten dachten nicht daran, ihr Opfer entkommen zu lassen.

Sie witterten seine Angst, seine Verzweiflung, und sie griffen nur noch verbissener, noch wütender an. Zehn, fünfzehn hatten sich in seiner Hose verbissen. Zappelnd hingen sie daran.

Schwer zerrte ihr Gewicht an ihm, ließ ihm jeden Schritt zur Qual werden. Als würde er durch zähflüssigen Treibsand stapfen…

Wie treffend dieser Vergleich doch war!

Er steckte in Treibsand! In lebendem, fürchterlichem Treibsand aus

Rattenleibern…

Zum ersten Mal in seinem Leben lernte Jeremy McClousen bestialische Angst kennen. Angst um sein Leben. Seine eiserne Selbstbeherrschung zerbröckelte.

Wieder schrie er gellend.

Hörte ihn denn niemand? Warum kam ihm niemand zu Hilfe?

Die Menschen, die in den umliegenden Häusern wohnten – sie mußten ihn doch hören! Mußten doch mitbekommen, was hier geschah!

Diese Feiglinge, dachte er voller Verbitterung. Und für die hast du dich dein ganzes Leben lang abgerackert!

Eine besonders fette Ratte!

Schemenhaft sah Jeremy McClousen sie heranfliegen! Direkt auf seinen Kopf zu!

Dank seiner ungeheuren Reaktionsschnelligkeit wich er rechtzeitig aus! Aber das bedeutete gleichsam das Ende! Die Ratten an seinen Beinen… Mit denen hatte er nicht mehr gerechnet! Ihretwegen verlor er jetzt sein Gleichgewicht! Sein eigener Schwung riß ihn vorwärts. Seine Beine machten das nicht mit, konnten es gar nicht mitmachen! Bleigewichte schienen daran befestig zu sein.

Wie verrückt schrie er, als er umkippte…

Die wimmelnden, geifernden, fauchenden Leiber rasten auf ihn zu…

Für McClousen aber geschah dies wie in Zeitlupe! Unsagbar langsam! Jahrelang schien er zu fallen.

Als er wieder in der Lage war, den normalen Zeitablauf wahrzunehmen, war es zu spät! Die Ratten wogten über ihn!

Jeremy McClousen wehrte sich. Hatte es die ganze Zeit getan, auch während sein Film gerissen gewesen war.

Aber seine Bewegungen wurden immer schwächer.

Dann verschwamm alles vor seinen Augen.

Aus…

***

Grauer, schlieriger Nebel kroch träge über den Asphalt, wirbelte und wallte.

Das zarte Pastellicht des neuen Tages hatte es mächtig schwer, sich durchzusetzen. Gegen die Nebelbrühe kam es nicht an. Vorerst wenigstens nicht.

Ich hatte eine Abkürzung genommen. Eine schmale Gasse, die von schäbigen Wohnsilos gesäumt wurde. Zusammen mit dem Nebel ergaben die grauen Häuserfassaden erst recht ein trostloses Bild.

Es war still. Die Straßen menschenleer. Um diese Zeit hatten die Schichtarbeiter längst ihre Frühschicht angetreten, und das Gros der Angestellten schwärmte erst in gut einer Stunde aus. Dann begann das

tägliche Chaos in London. Rush-hour nannte man das.

Ich fuhr langsamer. Der Nebel wurde dichter. Glitzernd tanzten winzige Partikelchen unter der Berührung des Abblendlichts auf.

Man mußte höllisch aufpassen.

Aber das war es nicht, was mir den kalten Schweiß auf die Stirn trieb!

Wie ein Phantom tauchte er vor mir aus dem wogenden Nichts!

Ein Mensch, der auf dem Boden lag und wie von Sinnen um sich schlug! – Ein Polizist!

Dahinter, knapp zwei Yards entfernt, lag eine zweite Gestalt.

Reglos, Verkrampft.

»Guter Gott!« entfuhr es mir.

Und gleichzeitig rammte ich auch schon meinen Fuß auf das Bremspedal. Jetzt zahlte es sich aus, daß ich nicht wie ein Irrer gerast war. Auf kürzeste Distanz kam der Bentley zum Stehen. Die Reifen radierten nicht einmal über den glänzenden, wie gelackt wirkenden Asphalt.

Trotzdem kam es mir unheimlich lange vor, bis mein Wagen stand. Ein Knopfdruck: Das Warnblinklicht zuckte auf. Mit einem wilden Ruck löste ich den Sicherheitsgurt und drückte die Tür auf.

Wie ein Springteufel kam ich aus dem Wagen.

»Hey, Mister!« brüllte ich.

Er antwortete mir nicht.

Der Bobby wälzte sich krampfartig herum. Als hätte er es mit tausend unsichtbaren Gegnern zu tun. Aber da war niemand! Er kämpfte gegen die Luft!

Den Gummiknüppel hatte er verloren. Seine Fäuste wirbelten behäbig. Die Bewegungen erinnerten jetzt an die einer Aufziehpuppe.

Ich erreichte den Mann.

Meine Rechte schoß vor, krallte sich in die blaue Uniform. Schon riß ich ihn hoch. Seine Knie knickten sogleich wieder ein. Ich hielt ihn. Sein Gesicht wandte sich mir zu.

Ich erschrak.

Seine Augen waren verdreht. Das Weiße leuchtete mir gespenstisch entgegen. Aus dem aufgerissenen Mund rann Speichel. Wortfetzen quollen heraus. Ich verstand das, was er mir sagen wollte, erst bei genauem Hinhören.

Der Mann stammelte wie im Delirium.

»Ratten… Ratten!« keuchte er. »Überall Ratten! Zu viele. Sie lassen mich nicht los! Sie haben sich an mir festgebissen! Überall…«

»Nur die Ruhe, Mann! Ich helfe Ihnen!« hörte ich mich sagen.

Er reagierte nicht.

Aber er schien neue Kraftreserven mobilisiert zu haben. Wieder flogen seine Fäuste hoch.

Und plötzlich konnte ich sie sehen!
Ja, plötzlich waren die Ratten da, von denen er gesprochen hatte!
Als wäre der Film für mich erst jetzt angelaufen! Überall wimmelten sie! Hinter mir! Vor mir! Neben mir!
Sie hingen tatsächlich an seinen Beinen, seinen Armen!
Zappelnd, sich windend, fiepend, pfeifend!
Himmel, das ging doch nicht mit rechten Dingen zu!
Allerdings blieb mir nicht mehr sonderlich viel Zeit, über das Wie und Warum nachzugrübeln. Die Ratten stürzten sich auch auf mich.
Ich trat sie beiseite.
Sich überschlagend wirbelten sie davon und versanken im Meer der ihnen nachdrängenden Leiber.
Gegen die Übermacht aber hatte ich keine Chance.
Also Rückzug!
Ich riß den Bobby zu mir heran. Er brabbelte etwas. Ich hörte gar nicht richtig hin.
Wie tollwütige Furien sprangen, purzelten, hetzten die Ratten gegen uns. Schon verbissen sich die ersten auch in meine Hose.
Schon ritzten die ersten scharfen Zähne meine Haut! Mit meiner Beretta konnte ich da nichts ausrichten.
Das Silberkreuz!
Ich riß meine Lederjacke auf, dann mein Hemd.
Das Gleißen und Wabern des Nebels, der die unheimliche Szenerie umfriedete, fing sich auf dem Kreuz, das ich ständig über meiner Brust trage.
Die Ratten bemerkten es!
Also doch!
Ein Spuk!
Ein Spuk – wie der gestern abend! Der Kloß in meiner Kehle löste sich auf, verschwand. Plötzlich konnte ich wieder freier atmen.
Die Erkenntnis tat unheimlich gut. Nicht mehr länger hatte ich das beklemmende Gefühl, wie ein Blinder ohne Krückstock im Dunkeln herumzutappen.
Aber da waren noch immer die Ratten! Sie wichen zwar zurück, aber nur höchst widerwillig, zögernd. Immer wieder zuckte eine vor, griff an…
Der Bobby fluchte.
»Wir schaffen es, Mann!« keuchte ich, während ich einer besonders mutigen und fetten Ratte einen Tritt versetzte, der sie aus unserem Gesichtsfeld fetzte.
Ich hob das Kruzifix hoch.
Es schien das schwache Licht des Morgens regelrecht anzuziehen. Eine silberne Aura entstand darum, die sich strahlenförmig ausbreitete. Das war der Augenblick, in dem ich die vier Erzengel rief,

die ihre Zeichen auf dem Kreuz hinterlassen hatten!

»Michael! Raphael! Gabriel! Uriel!«

Das Strahlen intensivierte sich! Wurde zu lohendem Blitzen!

Überall dort, wo es auf die Rattenbrut traf, löste sie sich auf! Ja, die Biester lösten sich auf wie Nebel in der Mittagshitze!

Sie zerplatzten und zersprangen!

Aber es spritzte kein Blut, nichts. Die Bestien wurden lediglich zu giftiggelben Schwaden, die einen fürchterlichen Gestank verbreiteten, auseinandertrieben und sich mit dem allgegenwärtigen Nebel vereinten.

Ein weiterer Beweis dafür, daß sie Spukgeschöpfe waren!

Jene Ratten, die noch existierten, zogen sich jämmerlich piepsend weiter zurück.

Und dann wiederholte ich das, was ich gestern abend bereits einmal erlebt hatte! Die Brut verschwand. Übergangslos. Wie ausgeknipst.

Ich hatte es geahnt.

Langsam ließ ich mein Kreuz sinken. So fest hatte ich es umklammert, daß mir die Finger schmerzten.

Der Bobby atmete stoßweise. Fassungslos schüttelte er den Kopf.

»Nein… Es ist nicht wahr. So etwas kann es doch einfach nicht geben«, meinte er. Dann sah er mich an. Flehend. Als erwarte er von mir eine Erklärung.

Ich hatte keine parat. Wenigstens keine, die ich ihm jetzt hätte präsentieren können. Er stand noch immer unter Schockeinwirkung. Wenn ich ihm die volle Wahrheit gesagt hätte – er hätte wahrscheinlich durchgedreht. Oder mich für verrückt gehalten.

Dämonen… Wer glaubte schon an ihre Existenz? Eine Handvoll Männer höchstens. Der Privatdetektiv Tony Ballard, beispielsweise, mit dem ich erst kürzlich ein gefährliches Abenteuer bestanden hatte, Professor Zamorra, Will Mallmann.

Für Übersinnliches, rationell nicht Erklärbares gibt es leider in unserer heutigen, schnellebigen, rationalisierten und automatisierten Welt keinen offiziellen Platz. Das nutzten die Schwarzblütigen aus.

»Alles heil?« fragte ich den Polizisten.

»Ja«, flüsterte er rauh. »Ja, ich denke schon.« Er wandte sich ab, würgte. Die Nachwirkungen. Ich konnte es verstehen.

Ich ließ ihm die Zeit, die er benötigte, um sich zu erholen.

Der andere Mann, den ich vorhin gesehen hatte… Der Nebel verbarg ihn vor meinen Blicken. Aber nach drei Sekunden hatte ich ihn dennoch ausgemacht. Beklemmung wühlte in meiner Magengrube. Rasch ging ich zu ihm und beugte mich nieder.

Der Mann lag auf dem Bauch.

Er atmete nicht mehr. Sein Herz stand still.

Behutsam drehte ich ihn um…

Und zuckte zurück!
Das Gesicht… Es war das Gesicht einer Mumie!

***

Es geschah ohne Vorwarnung.
Gleißende, irisierende Lichtkaskaden flammten auf, prasselten in Zaandaars dämonisches Bewußtsein! Zu spät blockte er ab! Mit verheerender Gewalt loderte das Weiß in ihm!
Versagt! Gescheitert! Jäh zuckte diese Erkenntnis in ihm auf.
Aber da war es schon längst zu spät!
Wie ein feines Gespinst zerriß der von ihm nach London projizierte und manifestierte Horrortraum!
Ein schmetternder Schlag ließ ihn bis in die Tiefen seines Ichs erbeben!
Die Schmerzen kamen!
Der Wurmkörper des Traum-Dämons bäumte sich auf und wand sich wie in Ekstase. Fürchterlich peitschte und schrammte er über den feucht-kalten Höhlenboden. Sekundenlang schien ihn ein beizender Feuerstrom zu durchfließen. Der Schmerz machte ihn halb besinnungslos.
Silber…
Jemand war mit geweihtem Silber gegen seine Traumgeschöpfe vorgegangen!
Kreischend jaulte der Dämon seine Qual hinaus. Seine Schreie brachen sich an den Felswänden, hallten zurück. Seine Sklavin brach haltlos zusammen. Die Nervenfäden, die sie hielten, spannten sich. Wimmernd preßte sie ihre Hände auf die Ohren.
Zaandaar sah es. Die Qual der Sterblichen versöhnte ihn wieder.
Er beruhigte sich. Die Schmerzen wüteten nicht mehr so schlimm.
Seine geistige Blockade stand. Seine Kreaturen waren nicht mehr.
Er hatte die Projektion aufgelöst. Es war ihm nichts anderes übriggeblieben.
Brutal drängte er einen seiner Psychofühler in den gemarterten Gesicht der Sterblichen. Genüßlich registrierte er den warmen, belebenden Strom ihrer Lebensenergie. Gierig saugte er sie ab. Gierig und doch behutsam. Er wußte, daß er vorerst auf Laureen Fullers Energien angewiesen war, um die Horrorträume real werden zu lassen. Wenn er sie vorschnell leersaugte, so war er dazu verdammt abzuwarten, bis wieder jemand in seine magische Falle ging.
Aber er wollte nicht mehr warten! Nach der langen Zwangspause waren seine Jagdleidenschaft und sein Hunger erwacht!
Seinen ärgsten Hunger hatte er vorhin stillen können. Der Mann, der seinen Traumratten in die Fänge gefallen war, war jung und kräftig gewesen. Und vital.

Zaandaar kicherte.

Laureen Fuller bemerkte es nicht. Apathisch kauerte sie auf dem Höhlenboden. Ihre Augen hielt sie geschlossen.

Zaandaar wandte seine Aufmerksamkeit von ihr ab und jenem Gegner zu, der seine Traumkreaturen gestört und ihm Schmerzen zugefügt hatte.

Zaandaar bebte zornentbrannt. Perlender Schaum sickerte aus seinem Körper – ein deutliches Zeichen, wie erregt er war.

In Nullzeit überbrückte sein Geist die Distanz nach London und sondierte. Das Bewußtsein eines Sterblichen… Ein Polizist namens Jeremy McClousen. Er hatte ihn zuerst gestört …

Im nächsten Augenblick stieß Zaandaar ein drohendes Grollen aus. Jetzt war er nur noch Bestie! Er hatte jenen Sterblichen ausgemacht, der für das Scheitern seines Beutezugs verantwortlich war: John Sinclair!

Und er kannte diesen Mann!

Erst gestern abend hatte er mit seinem Geist Kontakt gehabt und ihn zwangsläufig verschont! Eine unangenehme Aura hatte ihn umgeben.

Jetzt wußte er, was das für eine Aura gewesen war!

Silber! Ein Kreuz aus geweihtem Silber!

Zaandaar zog seinen Geist zurück. Er hatte genug in Erfahrung gebracht. Sein Wurmkörper ringelte sich. Wimmelnd liefen die Windungen zusammen. Das Schleimsekret trocknete, wurde zu einer grauen, porösen Schicht auf dem Boden. Wie getrockneter, rissiger Morast.

Zaandaar überlegte.

War diese neuerliche Begegnung mit John Sinclair wirklich nur ein Zufall? Nein, das glaubte er nicht. Schon das entschlossene Vorgehen dieses Bastards sprach für sich. Er hatte ganz genau gewußt, wie er den Kreaturen beikommen konnte.

Außerdem…

Zaandaar grunzte. Er war stark, dieser Sinclair. Die Macht des Silberkreuzes schützte ihn – und war ihm gleichzeitig eine gewaltige Waffe.

Eine gewaltige, aber keinesfalls unüberwindliche Waffe! setzte Zaandaar hinzu.

Dieser elende Sterbliche war ihm kein ebenbürtiger Gegner! Niemand war ihm, Zaandaar, dem Traum-Dämon, gewachsen! Niemand konnte seiner Macht trotzen!

Er würde die Herausforderung Sinclairs annehmen! Er würde ihm zeigen, wer der Meister war!

Ja, und er wußte auch schon, wie…

Binnen weniger Sekundenbruchteile stand sein weiteres Vorgehen fest.

Er mußte mit Asmodina sprechen! Möglicherweise konnte sie ihm einiges über Sinclair berichten. Sie hatte schon einmal Andeutungen gemacht über einen verhaßten menschlichen Gegner…

Das Spiel des Grauens aber mußte zwischenzeitlich weitergehen.

Dieses Mal mit neuen Karten! Mit Karten, die er, Zaandaar, sehr sorgfältig gemischt und ausgegeben hatte.

Der Dämon konzentrierte sich…

***

Straff spannte sich die Haut über bizarr vorstehende Wangenknochen. Die Augen lagen in tiefen Höhlen und starrten blicklos in die Unendlichkeit.

Die Kleider wirkten wie durch einen Fleischwolf gezogen. Die Ratten hatten ganze Arbeit geleistet.

Doch das erklärte die Mumifizierung noch lange nicht.

»Sehen Sie nicht hin«, warnte ich den Bobby, der nun herankam.

Sodann rannte ich zu meinem Bentley. Die Nummer des Yard war gespeichert. Ich tippte die Ruftaste. Augenblicklich kam die Verbindung zustande.

Ich ließ dem diensthabenden Beamten in der Telefonzentrale nicht einmal die Zeit, sich ordentlich zu melden. Im Eiltempo rasselte ich meine Meldung herunter.

Dem Beamten blieb die Spucke weg. Aber nachdem seine Speicheldrüsen wieder produziert hatten, versprach er, sofort jemand herzuschicken. Ich bedankte mich, unterbrach die Verbindung und hängte ein. Sekundenlang schloß ich die Augen und lehnte mich in das bequeme Polster des Silbergrauen zurück.

Der Tod des Mannes ging mir an die Nieren.

Ein mysteriöser Tod.

Soviel ich bei meiner flüchtigen Untersuchung hatte feststellen können, war sein Körper mumifiziert.

Vampire!

Ja, vielleicht eine Art Vampire, Spuk-Wesenheiten, die ihren Opfern nicht nur Blut, sondern noch etwas anderes absaugten. Etwas, das mindestens ebenso lebensnotwendig war. Vielleicht die Seele. Ich verankerte diesen Gedanken in meinem Gedächtnis. Und in dem Augenblick fiel der Groschen. Spuk-Wesenheiten. Traum-Wesenheiten. Geschöpfe, die einem Horrortraum entsprungen sein konnten…

Der Bobby räusperte sich neben mir. Er hatte sich erholt. Die Farbe war schon wieder in sein Gesicht zurückgekehrt. Offenbar verfügte er doch über eine bessere Kondition, als ich geglaubt hatte.

»Erholt?«

»Tut mir leid, wenn ich mich wie eine Mimose benommen habe«, erwiderte er verlegen.

»Unsinn. Ihre Reaktion war völlig normal.«
»Normal…«, echote er bitter. »Daß ich mir darüber noch Gedanken machen kann, verdanke ich wohl allein Ihnen. Wenn Sie nicht so beherzt eingegriffen hätten …« Er schluckte, dann vollendete er seinen Satz: »… dann würde ich jetzt so daliegen, wie der arme Kerl da drüben. Woher kamen diese Bestien nur? Und woher wußten Sie, wie man sie bekämpft?«
Ich zuckte die Schultern. »Tut mir leid, ich bin kein Hellseher. Ich weiß nicht, woher sie kamen. Und was Ihre zweite Frage betrifft: Sagen wir, es war Intuition.«
»Sie verheimlichen mir doch etwas, Mister…« Die Aufforderung war wirklich nicht zu überhören.
»Sinclair«, stellte ich mich vor.
Ein Ruck durchlief den Körper des Bobbys. »Der Sinclair?« schnappte er. »Ich meine, der von der Spezialabteilung im Yard?«
»Ja.«
»O Mann, dann ist mir alles klar. Lieber Himmel, bis heute war ich der Meinung…« Er sprach den Satz nicht zu Ende. Es war auch nicht nötig.
Er lächelte. Ein scheues, sympathisches Lächeln.
Das aber sagte mehr als hundert ausgefeilte Sätze.
»McClousen«, sagte er sodann hektisch. »Ich bin Jeremy McClousen. Für Sie Jeremy, Sir.«
»Okay, Jeremy. Und lassen Sie das ›Sir‹ weg.« Ich ergriff seine hingestreckte Hand und schüttelte sie.
Er wollte sich den ganzen Horror, den er erlebt hatte, von der Seele reden.
Dafür hatte ich zwar Verständnis, leider jedoch keine Zeit. Die brannte mir jetzt wieder unter den Fingernägeln. Ich wollte so schnell wie möglich nach Hampstead und dann zum Hampstead Heath Forest. Jetzt mehr denn je.
Ich wollte endlich an den Ball kommen, sehen, ob die Theorie, die ich mir in den letzten paar Minuten zusammengebastelt hatte, stimmte. Und wenn sie stimmte…
Nun, auf jeden Fall sollte Zaandaar, die unheimliche Macht, die sich bisher so gekonnt im Hintergrund hielt, das Spiel solo bestimmen.
Dies sagte ich Jeremy McClousen.
Sein runzeliges, gutmütiges Gesicht hellte sich noch mehr auf, seine Augen nahmen ein verwegenes Leuchten an. »Klar, Sir, äh, John. Legen Sie nur los. Ich bleibe hier auf Posten, bis die angeforderten Kollegen kommen. Nur keine Bange, ich bin schon wieder fit.«
»Danke, Jeremy!«
»Ach was, keine Ursache. Bin froh, wenn ich Ihnen helfen kann.«
»Das tun Sie wirklich.«

In der Ferne war eine Polizeisirene zu hören. Der auf- und abschwellende Heulton näherte sich rasch. Hinter den Gardinen der Fenster waren Bewegungen zu sehen. Die Gaffer stellten sich so langsam ein.

Nun, die Kollegen hatten sich beeilt und würden in ein paar Minuten hiersein.

Ich sagte Jeremy McClousen, daß er sie an mich verweisen sollte, und bat ihn noch, sich mit Sir Powell in Verbindung zu setzen und ihm den Tathergang zu schildern. Das versprach er.

Ich zog die Tür zu, knüppelte den Gang hinein und fuhr los.

Der Nebel hatte sich größtenteils verzogen. Die Sonne ging auf.

Hell und kräftig fächerten ihre Strahlen über die Riesenstadt London. Hier und da waren bereits blaue Flecken am Himmel zu sehen.

Es würde ein schöner Tag werden.

Ich aber registrierte dies nur beiläufig.

Ich fühlte mich von unsichtbaren Augen beobachtet. Von Zaandaars Augen.

Und ich wußte, daß ich höllisch aufpassen mußte, wollte ich nicht sehr bald ein sehr toter Geisterjäger sein!

***

Ein prasselndes Zischen wurde laut, explodierte förmlich! Sofort stank es nach verbranntem Fleisch! Rauchschwaden wogten aus der Küche!

»Nein!«

Jane Collins’ zierliche Faust donnerte auf die Schreibtischplatte nieder. Geschmeidig zuckte die Detektivin hoch und rannte los.

Ihr Arbeitszimmer lag am Ende des Flurs. Bis zur Küche waren es knapp drei Yards. Sie brachte sie in einer Zeit hinter sich, die selbst Nurmi vor Neid hätte erblassen lassen.

Trotzdem war ihr Frühstück nicht mehr zu retten. Der Schinken war völlig verkohlt. In der Küche schien der Teufel höchstpersönlich gelandet zu sein. Wattiger Rauch hing düster über dem Herd.

Jane schimpfte sich schier die Zunge aus dem Hals. Aber das half auch nichts mehr.

»Verflixte Misere! Muß denn alles schiefgehen!« schloß sie ihr Donnerwetter ab.

Sie drehte den Herd ab und bugsierte die Pfanne von der Platte.

Das Ding war so heiß, als hätte es stundenlang über einem tätigen Vulkan gehangen. Sie verbrannte sich die Finger daran.

Damit war das Maß endgültig voll!

Energisch stieß Jane die Pfanne von sich. Der Knall, mit dem sie in die Spüle krachte, war beachtlich.

»So!« brummte Jane zufrieden und drehte das Wasser auf. Dann

öffnete sie die Fenster. Der Rauch zog träge ab.
Sie straffte sich, warf dem tückischen Ding noch einen bösen Blick zu und schob ihr Kinn vor. So wirkte sie mächtig kriegerisch.
Und genau so fühlte sie sich auch.
Mindestens auf den Mond wünschte sie das Finanzamt ihrer Majestät, der Queen.
Seinetwegen war sie in aller Frühe aus den Federn gekrochen.
Seinetwegen konnte sie jetzt ihr Frühstück abschreiben.
Und alles bloß wegen der verflixten Steuererklärung. Die mußte sie nämlich morgen spätestens abgeben. In allem, was Termine und Fälligkeitsfristen anbelangte, kannten die Finanzbeamten nämlich keinen Pardon. Das Kingdom hatte Geld bitter nötig.
Jane räumte den ganzen Papierkram zusammen. Schluß! Aus!
Fertig! Sie würde einen Steuerberater aufsuchen! Sollte der sich damit herumärgern!
Sehnsüchtig dachte sie an die Zeiten zurück, wo sie ihre Steuererklärungen noch allein hatte erstellen können. Aber in den letzten paar Jahren hatte sich eine derartige Menge geändert. Ein Paragraph widersprach dem anderen. Und manche hoben sich gegenseitig auf. So kam es ihr wenigstens vor. Gesetze. Richtlinien.
Durchführungsverordnungen. Es war ein Dschungel. Und die Finanzamtsbeamten waren die Raubtiere, die sich darin tummelten.
Jetzt fühlte sie sich besser.
Sie ließ den Papierpacken in ihrem Aktenkoffer verschwinden und begab sich wieder in die Küche. Dort setzte sie Kaffeewasser auf. Diesmal blieb sie in der Nähe. Sie zog einen Stuhl heran und setzte sich.
Kurz spielte sie mit dem Gedanken, John Sinclair anzurufen, ihn aus seinen Junggesellenträumen zu klingeln, aber dann verwarf sie ihn wieder. Soll er seinen Schlaf haben, räumte sie gönnerhaft ein und lächelte.
Das Kaffeewasser sprudelte.
Aber da war auch noch etwas anderes…
Mit feinem weiblichen Instinkt spürte sie es: Die Atmosphäre veränderte sich kaum merklich! Zu hören war nichts, überhaupt nichts. Aber das war auch gar nicht mehr notwendig. Janes empfindliche Sinne hatten die Veränderung registriert. Wie wild begann ihr Herz zu hämmern.
Jane stand auf und huschte in den Flur hinaus. In der Diele stand ihre Handtasche. Und darin befand sich ihre Astra-Pistole.
Ein knackendes Geräusch!
Behutsam richtete sich Jane auf. In ihrer Rechten spürte sie plötzlich überschwer das Gewicht der Pistole. Es verlieh ihr ein Gefühl der Sicherheit.

Ihre Augen hefteten sich auf die Wohnungstür.

Da! Wieder ein Knacken! Lauter diesmal!

Jane beschloß, der Sache ein Ende zu bereiten. Zwei geschmeidige Schritte brachten sie an die Tür. Ihre Linke legte sich auf die Klinke.

Zwei, drei, zählte Jane in Gedanken. Dann drückte sie die Klinke nieder und riß die Tür auf.

Der Anblick, der sich ihr bot, überraschte sie total!

Sie starrte auf den Mann, der vor ihr auf der Schwelle stand und nichtssagend grinste.

»Du?« hauchte sie endlich verblüfft.

Vor ihr stand niemand anders als John Sinclair.

Er lachte komisch. Ein verschlagener Ausdruck, den sie noch nie zuvor bemerkt hatte, blitzte in seinen blutunterlaufenen Augen.

Was war nur los mit ihm. »Ja, ich…«, antwortete er gedehnt. Mit einem raschen Schritt trat er ein.

Genauso schnell schloß er die Tür hinter sich. Sein Blick tauchte in Janes Augen.

»John… Warum siehst du mich so komisch an? Was ist los?«

Es waren dumme Gretchenfragen, und sie ärgerte sich im gleichen Moment darüber, in dem sie sie ausgesprochen hatte.

Energisch räusperte sie sich frei.

John Sinclair schwieg.

Und dann – einen Herzschlag später – warf er sich auf sie!

Gleichzeitig veränderte er sich…

***

Dichte Schleier wehten vor ihren Augen, und tief in ihrem Innersten wußte sie, daß sie nicht völlig wach, daß ihr Ich geteilt war.

Ein Teil träumte, während der andere die Wirklichkeit wahrnahm und begriff. Eine Wirklichkeit, die noch grausiger war als die Träume, Projektionen, die mit ihrer Lebensenergie produziert wurden!

Sie schwebte zwischen den Dimensionen. Zwischen Wachsein und Traum.

Und der Pesthauch des Bösen fraß sich in ihren Körper hinein! Ja, jetzt konnte sie es ganz deutlich spüren! Schmerz! Es waren reißende, zerrende Schmerzen. Als würde man ihr das Knochenmark aussaugen.

Laureen Fuller sann darüber nach, und vergaß den Gedanken wieder. Wie ein sterbender Stern tauchte er ein in das Meer der Gleichgültigkeit, das sich immer weiter vorkämpfte. Nichts vermochte es aufzuhalten.

Laureen wußte, daß Zaandaar momentan unaufmerksam war. Er suchte nach neuen Opfern, mit denen er seine Macht stabilisieren konnte. Nur deshalb konnte sie derartige Gedanken formulieren.

Zaandaar mißbrauchte sie!

Langsam. Ganz langsam!

Ihr fiebernder Blick irrte tiefer. Dorthin, wo ihre Hände auf dem kühlen Höhlenboden ruhten. Noch vor wenigen Stunden war ihre Haut jugendlich und glatt und straff gewesen. Jetzt war sie schlaff und runzelig und fleckig. Die Haut einer alten Frau…

Ihr ganzer Körper sah so aus!

Laureen Fuller wußte sogar, warum dies so war! Zaandaar hatte es ihr ja gesagt. Er stahl ihre Lebensenergie! Die brauchte er, um seine Horrorprojektionen zu realisieren!

Jetzt war sie geschwächt und alt. So konnte sie ihm nicht mehr gefährlich werden, sich nicht mehr zur Wehr setzen. Sein Wille zersetzte jegliche Gegenwehr. Wie Säure.

Aber noch brauchte er sie.

Noch waren ihre Lebensenergien nicht gänzlich erloschen und konnten genutzt werden. Erst, wenn dies nicht mehr möglich war, würde er auf neue Sklaven zurückgreifen.

Laureen erschrak über die Gleichgültigkeit, mit der sie all dies rekapitulierte. Vorhin war Zaandaar einen winzigen Sekundenbruchteil unachtsam gewesen, hatte die Barriere, die ihre beiden Geister voneinander trennte, vernachlässigt. Das war der Augenblick gewesen, in dem sie die ganze schreckliche Wahrheit erfahren hatte.

Zaandaar hatte mit Asmodina, der Satanstochter, kommuniziert…

Lähmende Müdigkeit breitete sich in Laureen aus. Zaandaars böse Gedanken wurden wieder mächtiger.

Noch während ein Höllentraum lief, jener, in dem die sympathische Detektivin Jane Collins gefangen war, baute der Traum-Dämon schon einen neuen, noch schrecklicheren auf. Seine Suche nach Opfern schien erfolgreich verlaufen zu sein…

Mühsam klammerte sich Laureen an ihr winziges Teilbewußtsein, versuchte, nähere Einzelheiten des neuen Traums zu erfahren.

Es gelang ihr nicht. Sie war zu schwach. Gleich einer winzigen Flamme im Orkan.

Plötzlich veränderte sich alles.

Zaandaar wurde aufmerksam. Seine psychischen Klauen schmetterten ihr Bewußtsein davon. Ein unheimlicher Sog packte es, wirbelte es herum und hoch und immer höher. Grelles Licht blendete sie. Entsetzen! Sie schrie. Ein unhörbarer Schrei.

Irgendwann kamen die Schatten.

Sie umkreisten sie, drängten sie Schritt für Schritt zurück, ins Nichts! Direkt auf einen wirbelnden, schwarzen Schlund zu, in dessen Tiefe es noch düsterer brodelte.

Ich muß etwas tun… Den Menschen helfen! Jane Collins, John Sinclair … und all die anderen. Sie sind verloren, wenn ich tatenlos zusehe …

Guter Gott!

Das waren ihre letzten eigenen Gedanken. Zaandaar zwang sie wieder unter seine totale Kontrolle. Sie fand nicht einmal mehr Zeit, sich dagegen zu wehren.

Sein hämisches Lachen gellte in ihr!

***

Die Kreatur, die soeben noch wie John Sinclair ausgesehen hatte, flog heran!

Das Gesicht hatte sich irrsinnig schnell verändert: Jetzt war es eine abstoßende Horrorfratze! Aus handtellergroßen Facettenaugen quoll übelriechender Schleim. Die Nase war ein klaffender Spalt.

Einen Mund gab es nicht mehr. Dafür aber dort, wo bei einem Menschen die Kinnspitze saß, mehrere wurmartige Auswüchse.

Dieser groteske Anblick brannte sich in Jane Collins' Gedächtnis, und das Grauen jagte ihr eine Gänsehaut über den Rücken.

Trotzdem fand sie noch Zeit, dem ersten Angriff zu entgehen!

Ihre Reflexe waren okay, und sie war so schnell und geschmeidig wie eine Katze.

Das half ihr.

Das – und ihr brav absolviertes Judo- und Karatetraining.

In einer ineinanderfließenden Bewegung steppte sie nach links.

Ihre Rechte, die noch immer die Astra hielt, kam gleichzeitig hoch.

Mit einem knirschenden Geräusch knallte sie ins Gesicht des Monsters. Dann war es an ihr vorbei. Eine Reaktion zeigte es nicht. Jane hatte es auch nicht erwartet.

Sie wirbelte herum.

Das Monster ebenfalls. Sie taxierten sich.

Langsam hob sie die Astra.

»Bleib stehen!« sagte Jane gefährlich leise.

Der Unheimliche dachte nicht daran. Er machte einen Schritt. In dem verunstalteten Gesicht zuckte es. Die Wucherungen am Kinn peitschten hektisch.

Dann der zweite Schritt.

»Ich schieße«, drohte Jane Collins, und sie meinte es ernst. Ja, sie war tödlich entschlossen, sich nicht kleinkriegen zu lassen. Sie wußte zwar nicht, was das alles bedeutete, aber irgendwie fühlte sie sich momentan doch als Herrin der Lage. Ihre Astra war mit Silberkugeln geladen. Die mochte ihr unheimlicher Gegner sicherlich gar nicht.

Die Facettenaugen glühten auf.

Ein schwarzer Blitz zuckte auf Jane Collins zu, umhüllte sie! Ein fürchterlicher Schlag vibrierte bis in ihre Haarspitzen hoch, ein Schlag, der sie umwarf. Ihre Hand erlahmte, die Pistole wurde schwer wie ein Berg. Sie konnte sie nicht mehr halten – und schon gar nicht

abfeuern.
Zu lange gewartet! durchzuckte es sie.
Langsam öffneten sich ihre Finger. Dumpf polterte die Astra zu Boden.
Das Monstrum näherte sich gemächlich.
Noch immer flimmerte das Schwarz um Jane, nagelte sie am Boden fest, machte es ihr unmöglich, sich normal zu bewegen. Es war schrecklich, tatenlos, hilflos auf das Ende zu warten…
In einer gewaltigen Kraftanstrengung hob sie ihren Kopf, um ihm entgegenzusehen. Eine trotzige Reaktion. Sie wollte vor dem Kerl nicht klein beigeben.
Der Schweiß trat ihr auf die Stirn. Ihr Mund war völlig ausgetrocknet, ihre Zunge klebte wie ein fremdartiger, übergroßer Gegenstand an ihrem Gaumen.
»Und jetzt?« quetschte sie hervor. Sie versuchte, einen spöttischen Ton in ihre Stimme zu legen, aber das schaffte sie nicht.
»Du wirst es sehen, elende Sterbliche!«
Die Stimme des Monsters entstand direkt in Janes Kopf. Es tat weh. Die einzelnen Laute kamen abgehackt, wie von einer Maschine gesprochen.
Jane versuchte, sich aufzurichten.
Die Astra… Sie lag so nahe. Wenn sie sie doch nur erreichen könnte – und …
Da hob der Unheimliche seine Hände. Die Krallen spreizten sich, bis die langen, gelblich verfärbten Spitzen direkt auf sie gerichtet waren.
Ein kurzer, ziehender Schmerz riß Jane Collins' Bewußtsein in absolute Finsternis!

***

Sir Powell hatte nicht übertrieben: Die Aldersgate Road war wirklich nicht zu verfehlen. Sie schlängelte sich durch das Prominentenviertel Hampsteads. Rechts und links wurde sie von hohen, peinlich genau gestutzten Hecken begrenzt, die den Blick auf prächtige Villen und mindestens ebenso prächtige Gärten versperrten.
Dann sah ich den Beamten.
So, wie er sich da in der Einfahrt zu Nr. 317 aufgebaut hatte, hatte ich mir früher immer den Erzengel Gabriel mit dem Flammenschwert vorgestellt, wie er den Eingang zum Paradies bewachte.
Das sommersprossige Gesicht des Jungen zeigte deutlich die nervliche Belastung, unter der er momentan stand. Wahrscheinlich hatte er heute zum ersten Mal einen Toten gesehen. Und dann gleich einen, dessen Todesursache derart mysteriös war.
Trotz der ernsten Situation mußte ich flüchtig in mich hineinschmunzeln. Ich stellte den Bentley hin und stieg aus. »Sind Sie

Oberinspektor Sinclair?«

»Genau der. – Und wer sind Sie?«

»Constabler Wheelen. Aber warum kommen Sie allein, Sir? Ich dachte…«

»Die Kollegen von der Spurensicherung und der Doc sind ebenfalls schon unterwegs«, beruhigte ich ihn.

»Aha. Nun, ich bin schon froh, daß wenigstens Sie da sind«, meinte er aufatmend.

»Danke für die Blumen, Constabler.«

»Es ist wirklich kein Vergnügen, hier herumzustehen und auf eine Leiche aufzupassen. Kein schöner Anblick, sage ich Ihnen, Sir. Und außerdem…« Er stockte, musterte mich von der Seite her und schien mich für vertrauenswürdig zu befinden. »Nun, dies ist mein erster derartiger Einsatz. Hier in Hampstead passiert nicht viel. Normalerweise gehe ich Streife.«

»Es gibt immer ein erstes Mal«, versetzte ich achselzuckend.

»Hmm. Ja.« Begeistert hörte sich das nicht an.

»Wo liegt der Mann?«

»Vor seiner Haustür hat es ihn erwischt. Ich habe nichts verändert. Kommen Sie.«

Wir durchquerten den großzügig angelegten Garten. Hier atmete alles Wohlstand, Glanz und Gloria. Die Villa, die ziemlich weit im Hintergrund aufragte, ebenfalls, obwohl sie zweifellos noch aus der guten, alten Zeit stammte.

Linkerhand lagen die Garagen. Rosen waren daran hochgezogen.

Sie dufteten betörend.

Wir folgten dem schmalen Weg, der zur Villa hinüberführte.

»Genau hier muß er auch gegangen sein«, erklärte Wheelen und reckte sich. »Bevor es passierte, meine ich.«

Ich nickte.

Der junge Constabler räusperte sich. »Ich dachte mir, daß es gut wäre, wenn ich eine gewisse Vorarbeit leiste. Ich versuchte also, den Weg des Toten zurückzuverfolgen. Deshalb begab ich mich zu den Garagen. Mrs. Wyndbogh begleitete mich.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Sie hat sich hingelegt. Wenigstens sagte sie mir das vorhin«, erwiderte er. »Dabei glaube ich nicht, daß sie ihrem Mann sonderlich nachtrauert. Sie war irgendwie komisch. So, als ginge sie das alles gar nichts an.«

Wir waren an der steinernen Treppe angekommen. Ich fixierte die Löwen. Mit aufgerissenem Maul hockten sie auf ihrem Sockel, scheinbar bereit, den Aufgang gegen jeden unerwünschten Besucher zu verteidigen.

»Kein Blut«, stellte ich trocken fest.

Wheelen sah mich an. »Wie bitte?«
»Wer ist auf die Idee gekommen, daß Mr. Wyndbogh von einem dieser Steinlöwen angefallen und getötet worden sein könnte?«
»Ich, Sir«, antwortete er. »Diese Wunden… Sie können nur von einem derartigen Raubtier stammen!«
»Aber das hier sind – Statuen…«
»Nun, ich dachte mir…«
Innerlich seufzte ich. Der Junge dachte verflixt eine ganze Menge zuviel, wie mir schien. Und darüber hatte er den Leichnam völlig vergessen. Er hätte bei ihm bleiben müssen. Darauf achten, daß niemand am Tatort etwas veränderte. Aber nein, er hatte den Detektiv spielen müssen. Das war mir ein Herzchen. Ich schluckte den Ärger hinunter. Jeder fing mal klein an.
Dann zählte ich ihm seine Fehler auf und wußte, daß er sie das nächste Mal nicht mehr begehen würde.
»Jedenfalls klebt an den Mäulern der Statuen kein Blut«, räumte ich dann noch einmal ein. »Und wo ist Mr. Wyndboghs Leiche?«
»Himmel!« entfuhr es Wheelen. Er stürmte die Stufen hinauf. Das Portal war angelehnt.
»Mr. Wyndbogh… Die Leiche, Sir! Sie – sie ist verschwunden!«

***

Ellery Cornhall, Tom Ferguson und Mortimer Whealy waren wirklich ein fideles Trio. Alle drei hatten sie dieselbe Schulbank gedrückt; und was wesentlich ausschlaggebender war für ihre nun schon 15jährige Freundschaft war die Tatsache, daß sie alle am gleichen Tag Geburtstag hatten.
Gestern war dieser Tag wieder einmal gewesen. Sie hatten mächtig gefeiert, wie die Vandalen.
Jetzt waren sie merklich geschafft und auf dem Heimweg.
Mortimer Whealy leckte sich über die trockenen Lippen. Er fühlte sich gar nicht so wohl in seiner Haut. Das tat er nie, nachdem »das Ereignis« gefeiert worden war.
Der Kater, den er mit sich herumschleppte, war nämlich ungeheuer groß.
Und die Frau, die zu Hause auf ihn wartete, ungeheuer bösartig.
Sie mochte seine beiden Freunde überhaupt nicht. Immer wenn er mit ihnen herumgezogen war, bekam er das zu hören. Und wie!
Da zählte es nicht einmal, daß er gestern 25 geworden war. Ein Vierteljahrhundert. Verdammt ein Grund zum Feiern!
Er schluckte trocken.
Tom und Ellery erzählten sich Witze und wieherten beinahe ununterbrochen. Sie hatten sich untergehakt und wankten trotzdem.
Geld für ein Taxi hatten sie nicht mehr. Nicht nach der Nacht!

Deshalb mußten sie zu Fuß gehen.
Daß sie ihr Ziel in diesem Leben nicht mehr erreichen würden, konnten sie nicht wissen.
Noch waren sie guter Dinge. Und dies sehr lautstark. Ellery grölte ein Sauflied. Tom fiel ein. Er bildete sich ohnehin ein, einen prächtigen Tenor zu haben.
Mortimer verdrehte die Augen. »Hör doch auf!« brüllte er gereizt.
»Ich denke nicht daran!« wieherte Tom.
Ellery nickte beipflichtend. »Sei kein Spaßverderber, Mort«, sagte er. Er rang nach Atem. »Los, komm schon, mach mit! Zu dritt klingt das noch viel besser! Zeigen wir's den Spießern!«
»Ich bin jetzt schon halb taub!«
»Quatsch, das bildest du dir bloß ein. Los – zwei, drei, vier!« Er röhrte los wie eine kaputte Auspuffanlage: »Wir lagen vor Madagaskaaarrrrr und hatten die Pest an Booord!«
Dieses Lied hatte er während seines letzten Deutschlandurlaubs kennen- und liebengelernt. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit gab er es seither zum besten.
Zwei Frühaufsteher, die mit unter den Arm geklemmten Aktentaschen zur Arbeit eilten, wandten ihre Köpfe und sahen sich die Schreihälse an.
Mortimer hätte sich am liebsten verkrochen. Er war ein biederer Bursche und dazu noch Buchhalter von Beruf. Wäre da nicht dieser verrückte Geburtstag und die beiden noch verrückteren Freunde, dann wäre er wohl überhaupt niemals um diese Zeit in einem derartigen Zustand unterwegs gewesen.
Vielleicht hatte seine Linda doch recht. Vielleicht sollte er endlich mit diesen übermütigen Feiern Schluß machen.
Sie bogen in eine schmale Gasse ein. Die Häuser waren schmalbrüstig und hoch. Sie verhinderten, daß allzuviel von dem noch schwachen Tageslicht bis zum Boden heruntersickern konnte. In den Ecken kauerten noch die Schatten der Nacht. Hier und da flatterten Nebelschleier. Und die Schritte und Stimmen der Männer hallten unnatürlich laut.
Mortimer bemerkte dies als einziger.
Und er wunderte sich. Komisch, diese Gasse hier. Die hatte er noch nie bemerkt. Und dabei war er in diesem Viertel aufgewachsen und zu Hause.
»He, merkt ihr es denn nicht?« stieß er seine Freunde an.
Das Gegröle und Gekicher brach mit einem schrillen Mißton ab.
»Was ist denn?«
»Ja, was hast du denn jetzt schon wieder?« mischte sich auch Ellery ein.
Mortimer ging nicht auf den sarkastischen Ton ein. »Diese Gasse…«,

sagte er gedehnt.

»Durrrch diese hohle Gasse muß er kommen«, zitierte Tom todernst aus der Wilhelm-Tell-Sage.

»Hört mir doch zu, bitte! Kapiert ihr denn nicht? Diese Gasse gibt es nicht wirklich! Seht euch doch um!«

»Jetzt dreht er durch!« grunzte Tom und wieherte schon wieder los.

»Du hast zuviel gesoffen, Mort, das ist alles«, erklärte Ellery und klopfte ihm mitfühlend auf die Schulter. »Wir haben alle ein bißchen zuviel erwischt. Da sieht man manchmal Dinge, die es gar nicht gibt.«

»Genau! Hübsche Weiber, zum Beispiel, hahaaaahaaa… Oder grüne Nilpferde. – Eine Straße, die es nicht gibt, habe ich allerdings noch nie gesehen. Nicht mal im Halbdelirium! Hahaha!«

»Mensch, das ist kein Witz!« Mortimers Stimme wurde ärgerlich und drängend.

Gehetzt flog sein Blick zu den umliegenden Häusern. Die Fensteröffnungen wirkten seltsam verzerrt… und außerdem gar nicht wie richtige Fenster. Eher wie Totenaugen!

Mortimers Kopfhaut begann zu kribbeln.

»Wir werden sterben!« krächzte er.

»Nun hör schon auf!«

»Wenn du nichts verträgst, dann solltest du auch nicht soviel saufen!« Tom blinzelte und drohte Mortimer mit der Faust.

Das wollte er nicht auf sich sitzenlassen. Er öffnete den Mund, hatte die scharfe Entgegnung schon auf der Zunge, als er es sah!

Seitlich, hinter Tom und Ellery…!

»Großer Himmel«, entfuhr es ihm. Mehlbleich wurde er.

Seine Freunde glotzten ihn nur verständnislos an.

»Da… Hinter euch! Seht euch nur um! Dann glaubt ihr mir endlich … Hinter euch!« Mortimers Stimme zersprang förmlich. Groß wie Pingpongbälle waren seine Augen.

Starr waren sie auf die Erscheinung gerichtet.

Dieses fürchterliche Ding!

Es war Realität, daran gab es keinen Zweifel. Er bildete es sich nicht ein! Ellery sah es jetzt ja auch! Und Tom ebenfalls. Beide standen stocksteif und glotzten zu dem Wesen hin.

Es war ein Haus!

Ein lebendes Haus!

Die Fassade hatte sich verändert, war geschmeidig und beweglich wie Kaugummi geworden, hatte Klauenhände ausgebildet, die an unnatürlich dünnen Armen verwirrend auf und nieder tanzten – und heranpendelten!

Die Fensteröffnungen verzogen und verzerrten sich noch mehr!

Das ganze Bauwerk schien sich in unerhörter Erregung zu befinden!

Immer mehr Klauenhände bildeten sich!

Immer mehr tasteten heran!

Dicht über dem Boden schwebten sie und hoch in der Luft. Von links und von rechts kamen sie… Und beinahe übergangslos waren sie allgegenwärtig! Wie auf ein geheimes Kommando hin setzten sie sich ruckartig in Bewegung. Irrsinnig schnell verwoben sie sich ineinander und bildeten ein unentwirrbares Netz um sie herum.

Ein Netz, in dem sie gefangen waren!

Mortimer begann zu schreien. »Nein, nicht! Ich will nicht sterben! Ich hab’s gewußt! Ich habe euch gewarnt! Ihr Dummköpfe! Hättet ihr nur auf mich gehört…!«

Das Netz zog sich zusammen.

Er konnte seine Freunde nicht mehr sehen. Konnte nur noch hören, wie sie schrien!

Mortimer riß sich herum. Aber einen Ausweg aus diesem Netzwerk des Grauens gab es nicht mehr!

Mortimer drehte durch. Würgendes Entsetzen und tiefste Verzweiflung erfüllten ihn. Er wollte nicht sterben!

Aber das Netz zog sich zusammen. Die Klauen umfingen ihn.

Hunderte waren es. Klebrig und feucht war ihr Griff. Sacht, behutsam zuerst, dann immer nachdrücklicher und fester.

Verzweifelt schlug Mortimer um sich. Er riß die Hände weg, schleuderte sie von sich, trat nach ihnen, kratzte, tobte, biß.

Es nützte alles nichts.

Immer mehr Klauen packten ihn. Immer mehr dieser dünnen, elastischen, pulsierenden Arme wickelten sich um ihn, schnürten ihm die Luft ab…

***

Dann fühlte er sich hochgerissen. Etwas unsagbar Böses fraß sich in Mortimer Whealys Schädel hinein, schien ihn von innen her aufzufressen. Seine Freunde zeterten und schrien. Dann verstummten sie.

Schlagartig.

Für Sekunden wirbelten und wogten die Klauen und Arme nicht mehr so dicht um Mortimer herum, er konnte sehen, was mit ihm geschah: Rasend schnell und zielstrebig rissen ihn die Klauen auf das lebende Haus zu. In der grauen Fassade hatte sich ein gigantisches Maul gebildet. Weit klaffte es offen, weit wie der Höllenschlund. Geifer brodelte auf einer monströsen Zunge, die hektisch vorund zurückzuckte.

Eine fürchterliche Stimme war zu hören. Sie lachte grell und spöttisch und triumphierend.

»Hilfe!« kreischte Mortimer Whealy.

Niemand hörte ihn.

Und dann kam Finsternis!

Das riesige Maul schloß sich hinter ihm. Der Griff der Klauen löste sich. Mortimer klatschte in den Geifer, tauchte unter. Bitter stieg ihm die schäumende Flüssigkeit in den Mund, den er noch immer zum Schrei geöffnet hatte.

Er strampelte mit Händen und Füßen.

Irgendwann kam er wieder an die Oberfläche. Bestialische Angst hatte sein normales Denken ausgeschaltet. Wie in Trance versuchte er, sich an der Oberfläche der beißenden Flüssigkeit zu halten.

Überleben…!

Irgendwie überleben!

Der ekelerregende Gestank, der bleiern über ihm lastete, brachte ihn fast um. Brechreiz würgte ihn. Immer wieder schwappte ihm die Flüssigkeit ins Gesicht.

Wo war er nur hingeraten?

Nach Atem ringend paddelte Mortimer Whealy. Er kämpfte um sein Leben, obwohl er die Situation nicht begriff.

Konnte es denn geben, was es nicht geben durfte?

Tränen brannten in seinen Augen. Seinen Herzschlag hörte er in seinem Schädel pochen. Wie gewaltige Gongschläge.

Seine Kräfte erlahmten rasch.

In der Düsternis unter sich spürte er gleitende Bewegungen. Die Zunge – sie bewegte sich. Wie eine Schlange…

Mortimer wollte sich herumwerfen.

Da stellte er fest, daß das unmöglich war. Sein Körper hatte sich aufgelöst. Er hatte keinen Körper mehr!

Mit dieser Erkenntnis verging Mortimer Whealys Bewußtsein!

***

Ich stieß die Luft aus meinen Lungen und drückte die Tür auf. Tür war eigentlich ein unpassendes Wort für dieses protzige Ding.

Portal paßte da wirklich besser.

Im Laufen hatte ich die Beretta gezogen.

Mein Bedarf an unliebsamen Überraschungen war vorübergehend gedeckt. Ich ging auf Sicherheit.

Sanft wie ein Frühlingswölkchen schwang das Portal zurück.

Nichts geschah.

Auch hier: Keine Spur von Charles M. Wyndboghs Leiche. Nicht einmal Blutspuren.

Ob Mrs. Wyndbogh ihre Finger im Spiel hatte?

Ich glaubte es nicht. Welchen Grund konnte sie haben, den Leichnam ihres Mannes verschwinden zu lassen?

Entschlossen trat ich über das Mosaik, das anstelle einer Schwelle in den Boden eingelassen war.

»Äh, Sir – was – was soll ich…«, stotterte Wheelen hinter mir.
»Sie bleiben hier!«
Vor mir dehnte sich eine gewaltige Halle aus. Marmorboden.
Überall Antiquitäten. An den Wänden Ölgemälde in protzigen Goldrahmen. Die Decke bestand aus dunkel gebeizten Balken.
Ein unangenehmes Zwielicht herrschte. Und dazu war es so still, daß man eine Nadel hätte fallen hören.
Ich sah mich um. Die Beretta in meiner Rechten beschrieb den Bogen mit.
Nichts.
»Mrs. Wyndbogh!« rief ich.
Alles blieb still.
Vorsichtig ging ich weiter.
Ich erreichte die Treppe, die in einem schwungvollen Bogen in die oberen Stockwerke emporführte. Das Geländer war mit prachtvollem Schnitzwerk verziert und wurmstichig.
Ich legte meinen Kopf in den Nacken und sah hinauf. Im ersten Stock gab es eine Galerie.
Die Lichtverhältnisse waren wirklich miserabel. Geradezu ideal für einen Hinterhalt. Aber wer sollte mir hier auflauern?
Mr. Wyndbogh?
Der war wahrscheinlich tot.
Ich nahm die Treppe in Angriff.
Da hörte ich den Schrei!
Grell, in höchster Todesnot war er ausgestoßen worden! Wie ein Wahnsinnsfanal zitterte er in der muffigen Luft und brach abrupt ab.
Ein dumpfer Schlag folgte. Poltern. Ein unterdrücktes Gurgeln und Röcheln.
Und ein fürchterliches Lachen!
Es ließ mir schier das Blut in den Adern gefrieren!
Aber darauf nahm ich keine Rücksicht. Als wären tausend Höllengeister hinter mir her, hetzte ich die Treppe hinauf. Immer zwei Stufen auf einmal nahm ich. Trotzdem vergaß ich nicht aufzupassen. Ich verspürte absolut keine Lust, mit fliegenden Fahnen ins Messer meines unsichtbaren Gegners zu rennen.
Das Ende der Treppe.
Links und rechts führte die Galerie um die Halle. Direkt vor mir stach ein etwas breiterer, stockdunkler Korridor in die Tiefen der Villa.
Ich entschied mich, ohne zu zögern.
Der Schrei war aus dieser Richtung gekommen.
Am Ende des Korridors stand eine Tür offen. Helles Tageslicht zauberte ein Rechteck auf den Fußboden. Staubteilchen flimmerten darin.
»Du wirst sterben, Edna!« hörte ich eine eiskalte Stimme hecheln.

»Ich lasse es nicht zu, daß du am Leben bleibst! Du sollst mit mir zur Hölle fahren! Du hast es dir hundertfach verdient!«

»Nein, bitte, tu es nicht! Charles! Bitte!« Wimmernd brach die Frauenstimme ab.

Ein unheimliches Lachen.

Dann wieder ein Röcheln.

»Neiiin!«

Ich erreichte die Tür, hielt mich am Rahmen fest und schlidderte in den Raum hinein.

Das Bild, das sich mir bot, war grauenhaft!

Eine Frau kauerte am Boden, strampelte, wehrte sich verzweifelt.

Über sie gebeugt stand ein Wesen, das man nur noch mit einer gehörigen Portion Fantasie und gutem Willen als Menschen bezeichnen konnte. Der Kopf ruhte leicht seitlich geneigt auf den Schultern.

Der Körper wirkte seltsam verdreht, als wären sämtliche Knochen gebrochen. Der Bursche würgte die Frau. Sie hatte ihre Augen weit aufgerissen.

Ihr Tod war ganz nahe.

Schießen konnte ich nicht. Die Gefahr, daß ich die Frau traf, war zu groß. Ich wechselte die Beretta in die Linke und im nächsten Moment trümmerte ich dem Würger meine Handkante in den Nacken.

Es war ein Schlag, den niemand so einfach verdauen konnte.

Normalerweise.

Daß hier andere Gesetze galten, wurde mir verdammt nachdrücklich klargemacht!

Der Kerl ließ die Kehle der Frau los und kreiselte herum. Jetzt sah ich auch, warum sein Schädel so komisch auf den Schultern saß: Ein Teil der Halspartie fehlte. War förmlich zerfleischt worden.

Wheelen hatte also gar nicht so unrecht gehabt.

Und ich wußte damit definitiv, wem ich gegenüberstand: Mr. Wyndbogh. Er war tot, aber er lebte als Untoter!

Seine Faust zuckte vor!

Ich hatte zuviel nachgedacht. Das rächte sich. Der Schlag erwischte mich voll. Ein Pferdetritt hätte nicht schlimmer sein können.

Er schmetterte mich zurück. Ich verlor das Gleichgewicht und die Beretta und krachte zu Boden. Ein weißer Schaukelstuhl und eine antike Bodenvase aus feinstem Porzellan machten meine Bruchlandung mit. Es schepperte und klirrte und prasselte.

Mrs. Wyndbogh rang keuchend nach Atem und robbte zur Wand zurück. Dort blieb sie liegen und starrte zu mir herüber – wie ein verängstigtes Reh.

Obwohl der erste Punkt formal an Wyndbogh ging, war ich indirekter Sieger. Er hatte von seiner Frau abgelassen und konzentrierte sich voll

auf mich. Das war schon eine ganze Menge wert.
»Laufen Sie weg!« brüllte ich Mrs. Wyndbogh zu, während ich mich hocharbeitete.
Ob sie das tat, konnte ich nicht mehr beobachten. Ich hatte genug mit mir selbst zu tun.
Meine Füße machten nicht so recht mit.
Der Schlag war verdammt hart gewesen.
Ich fixierte Wyndbogh, der mit seltsam eckigen Bewegungen näher kam. Er schien sich sehr sicher und überlegen zu fühlen.
Das Blut, das aus seinen schrecklichen Wunden gequollen war, näßte seine Kleidüng. Eigentlich eine relativ nebensächliche Feststellung, aber mir stach sie förmlich ins Gehirn.
Der lebende Tote war von einer teuflischen Macht beseelt worden, um mir den Garaus zu machen. Diese Macht, die sich noch immer im Hintergrund hielt, war mein wahrer Gegner, nicht etwa der bedauernswerte Wyndbogh. Sein Körper wurde nur benutzt.
Und das verteufelt gut!
Wyndbogh griff an. Mit einem grellen Aufschrei schnellte er vor.
In seinen toten Augen irrlichterte blanke Mordlust!
Ich aber wartete nicht erst ab, bis er die an mir befriedigen konnte!
Mindestens ebenso schnell wie der Untote heranstampfte, rollte ich zur Seite davon. Mit einem dumpfen Schlag kam Wyndbogh dort im nächsten Augenblick auf. Die Scherben der Vase knirschten und spritzten nach allen Seiten davon.
Ich federte hoch und hielt nach der Beretta Ausschau. Das Kreuz allein schützte mich nicht gegen diesen Berserker.
Mit einem raschen Schritt war ich bei der Waffe und hob sie auf.
Wyndbogh ließ mir nicht viel Zeit. Wie ein Derwisch kam er wieder auf die Füße. Jetzt haftete seinen Bewegungen nichts eckiges, roboterhaftes mehr an. Wieselflink war der Bursche plötzlich.
Ich aber war schneller.
Ich drückte ab.
Und ich traf ihn!
Wyndbogh jedoch zeigte keinerlei Reaktion. Unbeirrt stapfte er heran. Ein boshaftes Grinsen umspielte seine Lippen.
Ich feuerte noch einmal.
Harmlos stanzten die Kugeln durch ihn hindurch!
Wyndbogh schien unverletzbar!
Seine Konturen flimmerten leicht. Als wäre er lediglich eine Projektion!
Da rastete etwas in meinem Schädel ein. Projektion – Spuk –Traum! Der Kampf mit den Ratten. Ihre Auflösung! Blitzartig stand die Assoziation vor meinem geistigen Auge.
Der untote Wyndbogh existierte womöglich gar nicht real. Lag nach

wie vor tot auf den Stufen unten vor dem Portal.

Er krachte gegen mich, und das wirkte verdammt real! Aber ich war darauf vorbereitet gewesen, hatte ihn erwartet und mir mein Ziel bereits ausgesucht.

Meine Kugeln konnten ihm nichts anhaben, aber vielleicht konnte ich ihn wenigstens auf Distanz bringen. Ich brauchte Zeit zum Nachdenken.

Mit einem rechten Haken fintete ich. Und schoß aus der Hüfte heraus eine knallharte Linke ab.

Die traf ihn genau auf den Punkt.

Sein Schädel wurde schlagartig in den Nacken gerissen. Er vergaß, daß er mir eben noch zeigen wollte, was eine Harke ist. Mit einem unverständlichen Gurgeln taumelte er zurück.

Ich rieb mir die Linke. Sie tat weh. Der Untote – Projektion oder nicht – schien ein Kinn aus Granit zu haben.

Ich spürte ihn – also mußte er doch real sein!

Meine ganze Theorie, war sie nur ein Kartenhaus, das jetzt in sich zusammenfiel?

Es sah so aus!

Ich setzte Wyndbogh nach. Aber bevor ich ihn erreichen konnte, geschah etwas, womit ich nie im Leben gerechnet hätte!

Er blähte sich auf!

Gleißende Lichtlinien wirbelten über seinen Körper, der blitzartig durchscheinend wurde. Wie gestern abend der der geisterhaften Erscheinung! Farben blubberten darauf. Rot. Violett. Schwarz. Grelles Gelb. Ein ganzes Farbenmeer explodierte vor mir.

Also doch ein Traumgebilde, eine Projektion! resümierte ich.

Plötzlich schien das Geschehen außer Kontrolle zu geraten, der Film rückwärts zu laufen. Alles ging blitzschnell. Die Farben wurden immer intensiver. Es stank nach Schwefel. Unterschwellig nach Verwesung. Ich bekam kaum mehr Luft.

Wahnsinn!

Dann kam der Sturm! Er riß mich von den Füßen. Die Welt um mich herum veränderte sich! Das Zimmer hörte auf zu existieren.

Es wurde dunkel.

Blitze züngelten ringsum.

Ich schloß die Augen, konzentrierte mich auf mein Kreuz. Ich war der Erbe des Kreuzes… Der Sohn des Lichts …

Ein warmes Pulsieren an meiner Brust.

Die Höllengewalten, die mich umtobten, schwächten ab. Aber nur für einen winzigen Sekundenbruchteil! Dann brachen sie mit verstärkter Gewalt wieder über mich herein!

Ein schmetternder Donnerschlag riß mich aus meiner Konzentration. Ich riß die Augen wieder auf…

Eine Handgranate schien direkt vor mir hochgegangen zu sein.

Die Wucht der Explosion schleuderte mich zurück wie welkes Laub. Etwas brannte sich in mein Gesicht. Im Fallen riß ich meine Hände hoch – viel zu spät!

Auf dem Rücken blieb ich liegen.

Ein stechender Schmerz wühlte in meiner Brust. Mein Gesicht brannte. Rasselnd atmete ich. Der Schwefel- und Verwesungsgestank legte sich schwer auf meine Lungen.

Feurige Kreise lohten vor meinen Augen.

Die Dunkelheit ringsum existierte nach wie vor.

Und aus dieser Dunkelheit heraus kam er…

Zaandaar, der Traum-Dämon!

***

Übergangslos erwachte sie.

Ihre Erinnerung setzte ein. Sie stöhnte. In ihrem Schädel dröhnte es, als würden dort hundert Dickhäuter herumstampfen. Gleichzeitig registrierte sie die Kälte. Sie fror. Ihre Zähne klapperten aufeinander.

Jane Collins öffnete ihre Augen und richtete sich auf. Das heißt: Sie wollte sich aufrichten.

Es ging nicht.

Irgend etwas Klebriges hielt sie!

Ein glühendes Messer schien in sie einzudringen. Schlagartig waren Kopfschmerzen und Kälte vergessen. Die Erinnerung setzte ein. Sie lebte, das wunderte sie… Jane Collins wand sich wie eine Schlange bei der Häutung. Und sie schaffte es tatsächlich, sich in eine angenehmere Stellung zu bringen.

Jetzt lag sie halb auf der Seite.

Und was sie sah, ließ sie an ihrem Verstand zweifeln!

Ringsum schroffe Höhlenwände. In einiger Höhe ragte bizarres Wurzelwerk daraus hervor. Wasser perlte daran. Trotz des diffusen Lichts waren die Tropfen deutlich zu erkennen. In monotoner Regelmäßigkeit fielen sie herunter.

Putsch!

Putsch!

Dieses Geräusch hallte in Janes Ohren wider, pflanzte sich bis in ihr Innerstes fort.

Aber es wurde in dem Moment gegenstandslos, in dem sie das Wesen bemerkte, das nur ein paar Schritte entfernt lag!

Es war ein Wurm! Ein riesiger Wurm, dessen monströser Körper nahezu den ganzen Höhlenboden bedeckte. Ein rötliches Leuchten ging davon aus. Nervenfäden wuchsen aus diesem Leib. *Nervenfäden, die ihn mit ihr verbanden!*

Sie waren mit ihrer Haut verwachsen! An ihrer Stirn, ihren Schultern,

ihrem Bauch. Überall waren die zähen, klebrigen Fäden!

Ekel würgte sie.

Nur mühsam unterdrückte Jane Collins den Schrei, der in ihrer Kehle aufgestiegen war.

Sie sah ein, daß ihr das nichts half. Sie mußte nachdenken, ganz ruhig, ganz logisch. Nur das brachte jetzt etwas. Wenn sie durchdrehte, war alles verloren.

Der Wurm bewegte sich, ringelte sich und sonderte übelriechenden Schleim ab.

Aber ihr drohte keine Gefahr.

Jane Collins hörte ein schwaches, kaum wahrnehmbares Wimmern. Hinter ihr war es laut geworden.

Wieder wand sie sich in den klebrigen Fesseln. Diesmal kam sie schon besser damit zurecht.

Als sie endlich auf die linke Seite zu liegen kam, sah sie die anderen.

Eine uralte Frau. Sie bestand fast nur noch aus Haut und Knochen. Strähnig fielen ihr halblange, blonde Haare ins ausgemergelte Gesicht, in dem nur noch die großen Augen davon zeugten, daß sie lebte. Sie glühten in einem irrsinnigen Feuer.

Hastig und pfeifend atmete sie. Der zahnlose, schmallippige Mund bewegte sich unablässig.

Neben der alten Frau lagen drei Männer. Sie schienen ohnmächtig zu sein. Keiner von ihnen mochte älter als 26 Jahre sein.

Die alte Frau und die Männer – auch sie waren alle mit dem Wurm verbunden.

Es fiel Jane unheimlich schwer, ruhig zu bleiben. Das Grauen, das in ihr wütete, war kaum einzudämmen. Himmel, was für einem fürchterlichen Wesen war sie da bloß in die Hände gefallen?

Sie beantwortete sich die rhetorische Frage nicht.

Die alte Frau stieß ein krächzendes Lachen aus. »Ich beobachte dich schon eine ganze Weile, Jane Collins«, nuschelte sie unvermittelt. »Es tut… tut mir leid, daß du hier bist. Ich konnte es aber nicht verhindern.«

»Was verhindern?«

»Nun, daß er dich ebenfalls holt. Ja, ich hätte etwas tun müssen, irgend etwas. Jetzt bist du hier, und er wird dich genauso leersaugen wie mich. Und die Männer ebenfalls.«

Nervös leckte sich Jane über die Lippen, bevor sie ihre nächsten Fragen stellte. »Wer sind Sie? Und wo sind wir hier?«

»Ich bin, nein, ich war Laureen Fuller. Ja, Laureen Fuller. Ich war jung und hübsch wie du. Das, was du jetzt vor dir siehst, hat er aus mir gemacht. Innerhalb weniger Stunden.«

»Wer?«

»Zaandaar, der Traum-Dämon. Unser Meister. Wir sind in seinem

Reich gefangen!«

Jetzt begriff sie. Jane biß sich auf die Lippe. Zu entsetzlich war das, was Laureen ihr da mitteilte. Zaandaar…

Unruhe und Angst verdichteten sich in ihr. Immer schwerer fiel es ihr, ihre Kaltblütigkeit zu bewahren.

Alles erschien ihr wie ein böser Alptraum. Die Kreatur, die sie angegriffen und überwältigt hatte. Der schwarze Blitz. Das Erwachen in dieser unheimlichen Umgebung. Dieser Zaandaar.

Sie holte tief Luft.

»Nun, wie fühlst du dich, Jane Collins?«

Unwillkürlich zuckte Jane zusammen. Sie wollte instinktiv hochfahren, aber die Fäden hielten sie am Boden. Sie begannen, leicht zu pulsieren. Ein widerliches Gefühl.

»Du brauchst dich nicht aufzuregen. Alles ist gut. Wie du bereits von Laureen gehört hast, befindest du dich in meinem Reich. In einem Reich, das sich von Sekunde zu Sekunde ausdehnt, wächst…« Ein süffisantes Lachen ertönte. »Dich dürfte interessieren, was ich mit dir und deinen Schicksalsgefährten vorhabe. Ich will es dir verraten, liebste Jane Collins. Ich bin Zaandaar, der Traum-Dämon. Zaandaar, der letzte Überlebende einer einstmals großen Rasse. Meister der realen Träume!«

»Die Kreatur, die mich angegriffen hat…«

»War lediglich eines meiner Traumgeschöpfe. Eine Projektion. Ganz recht«, vervollkommnete Zaandaar genüßlich. »Eine neue Welt umgibt mich, eine interessante Welt für mich, der ich dazu verflucht war, Jahrzehnte zu verschlafen. Entsprechend große Pläne habe ich. Du, Jane Collins, bist ein winziger Bestandteil dieser Pläne.«

»Das ist ziemlich vage, Zaandaar«, versetzte Jane kühl, scheinbar unbeeindruckt, obwohl ihr Herz so laut schlug, daß sie befürchten mußte, er könnte es hören. »Warum ausgerechnet ich?«

»Oho, du bist mutiger, als ich dachte. Aber es wird dir nichts nützen. Du bist mein Köder. Ein sehr hübscher und deshalb wertvoller Köder. Um deine Frage zu beantworten: Ich werde mit deiner und deiner Schicksalsgefährten Lebensenergie Träume realisieren. Du wirst es erleben. Sozusagen hautnah wirst du dabeisein, wenn ich meine Vorhaben in die Wirklichkeit umsetze!«

»John Sinclair…«, keuchte Laureen Fuller mit plötzlich kräftiger Stimme. »Er will Sinclair und Suko in eine Falle locken. Er weiß, daß sie seine ärgsten Feinde sind. Asmodina hat es ihm gesagt. Ich – ich konnte seine Gedanken lesen …«

»Still!«

»Du kannst mir keine Angst mehr einjagen, Zaandaar! Jetzt nicht mehr. Du willst John Sinclair und seinen Partner in eine Falle locken. Und dann – dann willst du ganz London überne -«

»Schweig! Elende!«

Wie elektrisiert bäumte sich Laureen auf. Schreiend wand sie sich in den zuckenden, schleimabsondernden Nervenfäden des Dämons. Dann fiel sie schlaff in sich zusammen.

»Sie ist nicht tot, noch nicht. Ich kann sie noch gebrauchen«, erläuterte Zaandaar ungerührt. »Aber es macht dir hoffentlich klar, daß ich weder Ungehorsam noch eine andere Art von Auflehnung ungestraft lasse! Ihr werdet sterben – alle! Ich komme euch jedoch entgegen: Ihr selbst könnt bestimmen, wie! Auf angenehme, kaum merkliche Art und Weise – oder aber grausam und qualvoll. Und nun entschuldige mich, Jane Collins. Dein John Sinclair hat es verdient, daß ich ihm meine volle Aufmerksamkeit widme!«

Das Putschen der Wassertropfen war wieder zu hören.

Jane zitterte am ganzen Körper. Ihre Gedanken überschlugen sich. Fieberhaft suchten sie nach einem Ausweg aus dieser gräßlichen Situation, einer Möglichkeit, John und Suko zu warnen oder ihnen zu helfen.

Laureen bewegte sich wieder. Heiser war ihre Stimme, als sie flüsterte: »Aussichtslos, Jane. Völlig aussichtslos. Nicht zu lange warten. Er stiehlt dir die Lebensenergie. Damit manifestiert er seine Höllenträume. Nicht zu lange warten, sonst ist es zu spät… zu spät.«

Wieder durchlief Laureen ein Schlag, doch dieses Mal schrie sie nicht.

Sie kippte nur zurück und blieb still liegen.

»Hör nicht auf ihr Geschwätz, Jane«, rollte die düstere Stimme des Dämons durch die Höhlenkrypta. »Du hast keine Chance. Du stehst unter meiner Kontrolle, obwohl du es nicht merkst, noch nicht. Meine Nervenfäden halten dich, und keiner deiner Gedanken bleibt vor mir verborgen.«

Zaandaars hämisches Lachen hallte in Janes Ohren. Mühsam wälzte sie sich auf die andere Seite. In ihren Augen standen Tränen.

Tränen der Wut und der Hilflosigkeit.

***

Mir brummte der Schädel, und auf meiner Zunge lag ein widerwärtiger, galliger Geschmack.

Zaandaar schälte sich aus der Dunkelheit.

Er war es, instinktiv wußte ich es. Die Zeit des Versteckspielens war vorbei. Die Entwicklung war in ein entscheidendes Stadium getreten, leider nicht zu meinen Gunsten.

Er lachte spöttisch und trat vor.

Das Tosen der Naturgewalten verstummte. Von irgendwoher fiel rötliches Licht ein – und umhüllte seinen Körper.

Ich lag da wie gelähmt.

Er bot keinen angenehmen Anblick, obwohl er im Grunde genommen wie ein Mensch aussah. Groß, schlank, mit breiten Schultern. Sportlich gestählt. Nur der Schädel, der auf diesen Schultern saß, der war nicht menschlich. Nicht einmal annähernd.

Es war überhaupt kein Schädel, sondern ein wimmelndes Etwas!

Würmer!

Hunderte von Würmern – große, kleine, finger- und armdicke – wuchsen aus dem Rumpf und wimmelten und wogten zitternd und tastend in meine Richtung. Einige sonderten eine schleimige Flüssigkeit ab, die über das makellos weiße Hemd rann..

Unwillkürlich schluckte ich. Aber dann hatte ich mich wieder unter Kontrolle. Sogar der dumpfe Schmerz in meiner Brust verebbte.

Und auch das Brennen in meinem Gesicht. Kristallklar sah ich die Situation.

Für mich sah es nicht sonderlich gut aus.

Ich hielt zwar meine Beretta in der Rechten, aber mir war klar, daß ich gegen diesen Gegner mit Kugeln nichts ausrichten konnte.

Er war – ebenso wie die Ratten und Wyndbogh – eine Projektion, ein Spuk. Allerdings ein verdammt tödlicher.

Nein, ich würde nicht versuchen, den Helden zu spielen.

Momentan hatte es keinen Sinn.

Also bluffen.

Er musterte mich, taxierte mich aus tausend Augen heraus.

Augen, die in Wurmkörpern saßen…

Er genoß die Situation, denn er wußte, daß er sich meiner ziemlich sicher sein konnte.

»Nun?« versuchte ich, ein Gespräch in Schwung zu bringen. Der Dämon war überheblich. Vielleicht konnte ich ihn provozieren, ihn reizen. Wer wütend ist, macht Fehler.

Außerdem ahnte ich, daß er noch etwas anbringen wollte. Wäre das nicht der Fall gewesen, so hätte er mich wohl schon erledigt.

Eine Milchmädchenrechnung.

»Du wirst sterben, Sinclair!« grollte er endlich. Seine dumpfe, rauhe Stimme schien von überall herzukommen.

»Darauf wäre ich nie gekommen!« versetzte ich höhnisch. »War das alles, was du mir sagen wolltest? Und dazu der ganze Aufwand!«

»Du redest viel, Sinclair! Aber nicht mehr lange. Bevor du von meiner Hand stirbst, sollst du alle Qualen der Hölle kennenlernen! Meine Traumkreaturen werden dich hetzen und stellen. Du weißt ja, wie real sie sind, wie gefährlich und wie tödlich!«

Ich hatte es gewußt! Trotzdem stellte ich mich dumm. »Traumkreaturen?« echote ich, und in meinem Schädel dröhnte es immer wieder: Zeit schinden, Zeit schinden! Halt ihn hin!

»Hast du es nicht gewußt? Du enttäuschst mich, Sinclair! Asmodina

erzählte mir so viel von dir! Dinge, die ich kaum glauben konnte! Du sollst den Schwarzen Tod besiegt haben. Nun, er war ein überheblicher Narr. Es ist nicht schade um ihn. Im Grunde genommen müßte ich dir sogar dankbar sein. Aber ich habe Asmodina die Treue geschworen. Und sie will deinen Kopf! Ich werde ihr diesen Wunsch erfüllen. Meine Traumkreaturen werden diesen Liebesdienst vollbringen! Meine Wesenheiten, Wesenheiten, die in meinem Geist existieren und allein mit Hilfe der Lebensenergie einiger in meiner Gewalt befindlicher Menschen real werden! Deshalb sind sie eigentlich unbesiegbar! Du kannst mit deinen geweihten Silberkugeln auf sie schießen, kannst sie verjagen – nicht jedoch vernichten! Sie werden immer wieder zurückkommen, wenn ich dies will. Und je mehr Menschen in meiner Gewalt sind, desto intensiver, mehrschichtiger und realer werden meine Träume, mein Projektionen!«

Ich begann zu schwitzen. Heiß tropfte mir der Schweiß übers Rückgrat.

»Ich – ich gebe zu, du beeindruckst mich«, heuchelte ich.

Er fiel darauf herein. »Du gibst es also zu. Das ehrt dich, Sinclair!«

Meine Rechnung ging auf. Der Dämon wollte reden und mich damit quälen. Das war der sekundäre Sinn seines Tuns. Also gut. Ich würde ihn beileibe nicht davon abhalten.

»Ich werde eine neue Wirklichkeit erschaffen! Eine neue Welt! Nach meinen Vorstellungen! Mit meinen Geschöpfen! Ich werde ein Gott sein! Aber zuerst werde ich mich ganz dir widmen, John Sinclair!«

»Und du glaubst wirklich, daß die anderen Dämonen zulassen, daß du die Welt der Menschen umfunktionierst?« mischte ich mich ein. »Du scheinst zu vergessen, daß sie die älteren Rechte haben…«

»Sie werden nicht gefragt! Asmodina allein ist meine Herrin. Ihr bin ich verantwortlich und verpflichtet!«

»Asmodina benutzt dich nur! Wenn du deine Schuldigkeit getan hast, wird sie dich schnell beseitigen, denn du bist ihr dann wahrscheinlich zu mächtig. Sie ist die Tochter des Teufels. Sie ist eine mächtige Führerin der Dämonen.«

»Wenn sie sich gegen mich stellt, so wird auch sie vernichtet!« tönte Zaandaar selbstbewußt. »Niemand kann gegen meine Träume bestehen! Weder Mensch noch Dämonen!«

»Das hört sich ja großartig an, Zaandaar! Aber ich weiß nicht, ob ich das so unbesehen glauben soll. Du erscheinst hier lediglich als Trugbild und spuckst große Töne vor mir… Beweist das nicht, daß du Angst hast vor mir?«

»Ich – Angst vor dir?« kreischte der Dämon.

»Du hast gehört, was ich gesagt habe!« versetzte ich hart.

Es fiel mir nicht leicht, das Gespräch derart auf die Spitze zu treiben. Schon längst hatte sich mein Magen verkrampft. Mir wurde

abwechselnd heiß und kalt. Aber besser das und ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Wenn er Dummheiten machte, dann konnte ich ihn packen. Jetzt gleich.

Wenn nicht…

»Du willst also kämpfen, Sinclair«, höhnte er wesentlich ruhiger.

Ich sah meine Felle davonschwimmen. Der Kerl beherrschte sich, das paßte mir überhaupt nicht!

»Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, größenwahnsinnige Kreaturen wie dich ins Reich des Spuks zu befördern!« versetzte ich.

»Große Worte, Sinclair! Das erinnert mich an ein blondes Mädchen. Jane Collins heißt es. Sie neigt ebenfalls dazu…«

Jane!

Plötzlich hatte ich das Gefühl, in den Boden einzusinken. Ganz langsam, wie in Treibsand!

»Du hast sie entführt«, sagte ich steif.

»In der Tat. Ich habe sie zu mir geholt, und du wirst dir denken können, warum. Sie ist jung und hübsch und verfügt über gewaltige Mengen Lebensenergie. Wenn du also gegen meine Kreaturen kämpfst, dann denke immer daran, daß sie ihre Existenz zum Teil auch deiner Freundin verdanken. Das mag die ganze Sache für dich noch reizvoller machen!«

Zaandaar lachte.

Und dieses Lachen war so höhnisch, so triumphierend und gellend, daß es mir fast die Trommelfelle platzen ließ.

Ich konnte kaum noch klar denken.

Ich gehöre beileibe nicht zu jenen Typen, die alles für bare Münze nehmen, was man ihnen an den Kopf wirft. Und das, was Dämonen werfen, schon gar nicht.

Dieses Mal war es noch komplizierter: Ich wollte Zaandaar nicht glauben, und doch wußte ich, daß er nicht bluffte. Er hatte Jane. Die Gewißheit war schlimmer, als würde mir das Rückgrat bei lebendigem Leibe aus dem Körper gezogen.

»Ich sehe, du bist schon wieder beeindruckt, Sinclair!«

Jetzt beherrschte ich mich nicht mehr.

»Feigling!« spie ich ihm entgegen. »Elender Feigling und Maulheld! Du gibst hier an, dabei bist du nur ein mickriger kleiner Dämon, der sich nicht einmal selbst zum Kampf stellt! Vorhin hast du den Schwarzen Tod einen überheblichen Narren genannt! Aber du bist noch schlimmer! Du bist überheblich und feige!«

»Das wirst du büßen!« hauchte Zaandaar.

Sein Körper wurde durchscheinend. Schwefeldämpfe wallten auf. Düsterrote Flammen tanzten und wirbelten, und in ihrem Zentrum entstand ein violettes Glühen.

»Du sollst sehen, wie Zaandaar kämpft! Komm, Sinclair! Komm in

mein Reich!«

Die Lähmung, die mich niedergehalten hatte, war weg! Ich ließ mich nicht noch einmal bitten. Wie von der Tarantel gebissen, federte ich hoch, direkt auf das violette Glühen zu.

In diesen Sekundenbruchteilen war mein rationelles Denken wie ausgelöscht. Ich wußte, daß ich den Dämon kleinbekommen hatte, daß er unvorsichtig geworden war und sich mir direkt stellen würde. Das war eine Chance. Eine winzige, aber ich war entschlossen, sie zu nutzen.

Das Glühen intensivierte sich.

Eigentümlich opalisierender Nebel umflirrte es.

Ich biß die Zähne zusammen und hechtete mit ausgestreckten Händen vorwärts.

Wirbelndes, waberndes Rot umgab mich. Gleichzeitig kam die Angst. Panische Angst!

Etwas krallte sich an mir fest und riß mich in einen endlosen, pechschwarzen Kosmos hinein!

***

Grabesstille!

Wie eine unsichtbare Käseglocke hatte sich das Schweigen über den Wald gestülpt. Nicht einmal mehr die Vögel zwitscherten. Die Natur schien förmlich die Luft anzuhalten und gebannt aufzupassen, was jetzt geschah.

Suko wurde ungeduldig.

Immer öfter flog sein Blick zum Wald hinüber. Die Aura, die sich von dort ausgehend verbreitete, blieb ihm keinesfalls verborgen. Er spürte sie. Seine Nackenhärchen hatten sich quergestellt.

Instinkt, das war es. Schon zu lange kämpfte er an John Sinclairs Seite gegen das Böse, als daß der nicht in Fleisch und Blut übergegangen wäre.

Suko marschierte auf und ab.

Seine Harley hatte er aufgebockt. Dank der schweren Maschine hatte ihn das Verkehrschaos auf der Finchley Road nicht sonderlich beeindrucken können. Er hatte die Strecke in 28 Minuten hinter sich gebracht. Jetzt wartete er auf John. Schon seit einer geschlagenen Viertelstunde. Wie ein zäher Brei tropften die Sekunden ab.

Kurz spielte der Chinese mit dem Gedanken, nach Hampstead hinüberzufahren und in der Aldersgate Road nach dem Rechten zu sehen. Aber er verwarf ihn wieder. Wenn John sagte, daß sie sich hier treffen würden, dann kam er auch. Es sei denn…

Suko schluckte und vervollständigte den Gedanken. Es sei denn, John wurde daran gehindert. Mit massiver Gewalt!

Noch fünf Minuten gebe ich ihm, dachte Suko.

Wieder sah er zum Wald hinüber. Das, was gestern abend dort vorgegangen war, gab ihm immer noch viel zu denken. Die bedrohliche Stimmung, die jetzt von der dunklen Mauer ausstrahlte, untermauerte sein Mißtrauen nur noch mehr.

Irgend etwas Unheimliches lauerte dort drüben.

Zaandaar…?

Die fünf Minuten waren vorbei.

Wieder ließ Suko seinen Blick schweifen, diesmal in die andere Richtung, dorthin, wo Hampstead lag. Leicht gewellt dehnte sich das Land vor ihm aus. Hier und da ein paar Büsche und Bäume.

Üppiges Grasland. Die Heidelandschaft – Hampstead Heath. Der Park und der Friedhof lagen linker Hand. In der Ferne konnte er noch Hampsteads Kirchturmspitze ausmachen.

Im Friedhof promenierten ein paar alte Damen oder kümmerten sich um die Gräber ihrer toten Angehörigen.

Die Straße aber, die nach Hampstead führte, lag einsam und verlassen in der Sonne.

Ja, es war heiß.

Suko wischte sich den Schweiß vom Gesicht.

Dann stand sein Entschluß fest. Er konnte nicht länger tatenlos hier herumstehen. Unruhe nagte in ihm. Er hatte plötzlich Angst, zuviel Zeit vergeudet zu haben. Ein Gefühl, mehr nicht? – Trotzdem. Suko hatte es sich angewöhnt, ziemlich viel auf seine Gefühle zu geben.

Er marschierte zu seiner Harley und schwang sich hinauf. Das Visier seines schwarzen Sturzhelms ließ er hochgeklappt.

Vorhin, nachdem er hier angekommen war, hatte er die Landkarte studiert. Das Waldstück war nicht allzu groß. Es gab einen schmalen Weg, der es umrundete und – weiter im Norden – auf eine gutausgebaute Straße traf. Das mußte jene Straße sein, von der der Bursche, der sie gestern nacht beinahe über den Haufen gefahren hätte, in den Wald abgebogen war.

Suko startete. Der Motor des Feuerstuhls röhrte satt. Länger warten wollte Suko nicht. Er wurde immer nervöser. Irgendwo passierte etwas…

Er würde sich den Wald vornehmen.

Der Fahrtwind fächelte in sein Gesicht und ließ die Schweißperlen von seiner Stirn verschwinden.

Die Straße, die von dem Parkplatz wegführte, zum Wald hin, war handtuchschmal. Eher ein Spazierweg. Suko beschleunigte dennoch. Er fühlte, daß er keine Zeit mehr verlieren durfte. Das Dröhnen seiner starken Harley-Maschine zertrümmerte die dumpfe, brütende Stille.

Unwillkürlich atmete Suko freier.

Er behielt den Wald mißtrauisch im Auge. Rasend schnell kam er näher. Einzelheiten waren auszumachen. Die borkigen Baumstämme

der Tannen und Laubbäume, zu deren Füßen das dichte, verfilzte Unterholz. Alles wirkte düster, unheimlich. Das Sonnenlicht schien geradezu aufgesogen zu werden…

Suko hatte gute Nerven. Deshalb ließ er sich davon auch nicht abschrecken.

Die Asphaltdecke verschwand übergangslos. Jetzt präsentierte sich der Weg als perfekte Schlaglochstrecke. Aber die Harley war geländegängig. Und Suko fuhr wie der Teufel. Die paar Löcher beeindruckten ihn nicht.

Er fegte am Waldrand entlang, kaum einen Meter von den ausladenden Ästen entfernt.

Hier war sie noch deutlicher zu spüren, die stumme Drohung.

Suko dachte daran, wie mühelos ihn gestern die Gedankenstimme zu einer willenlosen Marionette gemacht hatte.

Heute konnte das wieder passieren. Er trug zwar die Dämonenpeitsche bei sich, ebenso seine Beretta mit den Silberkugeln, aber die Waffen halfen ihm gegen psychische Beeinflussung herzlich wenig.

Trotzdem!

Der massige Chinese erreichte die breite Straße, die Richtung Lylton führte, und bog ein. Dann beschleunigte er wieder.

Ein paar Minuten später erreichte er die Abzweigung. Ein schmäler, ziemlich verwachsener Weg stach in den unheimlichen Wald hinein.

Suko zögerte nicht.

Er drehte auf. Die Harley machte einen Satz vorwärts. Der Weg war miserabel. Überhaupt: Die Bezeichnung »Weg« war schon eine maßlose Hochstapelei.

Nebel wallte über dem Boden, so daß es Suko vorkam, als fahre er durch brodelndes Nichts.

Ein Eisschauer rann über seinen Rücken.

Es war mächtig schwer, die Harley in der Spur zu halten. Der Boden war vom gestrigen Regen aufgeweicht und trügerisch.

Mulden und wassergefüllte Löcher prägten ihn.

Wie übergroße Klauen neigten sich Äste und Zweige über den Weg. Suko mußte sich dicht über sein Motorrad beugen.

Eine Kurve.

Dann wieder geradeaus.

Die Zeit verrann.

Der Nebel wurde dichter, wallte höher. Vor ihm schien sich eine Wand aufzubauen, rasend schnell. Suko bremste. Die Harley schlingerte, das Hinterrad drehte durch.

Im nächsten Augenblick hörte Suko die Stimme.

»Willkommen, Suko… Ich habe dich erwartet! Komm! Komm zu mir! Auch John Sinclair weilt bereits bei mir … Komm! Komm!«

Für den Bruchteil einer Sekunde setzte Sukos Herzschlag aus.

Tausend irrwitzige Vermutungen schossen ihm durch den Sinn.

Aber er mußte der Stimme gehorchen!

Hart bremste er ab. Die Harley rutschte noch ein paar Yards, dann stand sie. Suko bockte sie auf.

»Komm! Schnell!«

Suko federte los. Er bewegte sich mit einer Geschmeidigkeit, die man seinem massigen Körper gar nicht zugetraut hätte.

Und wie ein Panzer brach er durch das Gestrüpp – in die Richtung, die ihm die Stimme wies.

Unvermittelt war der Nebel überall, rundum. Er schränkte Sukos Sicht gewaltig ein. Die Bäume ragten wie aus dem Nichts auf.

Schwarze Schemen, die an Knochenfinger erinnerten, die klagend gegen den unsichtbaren Himmel gereckt waren. Die Baumkronen verhinderten, daß Licht einfiel. Es war düster.

Der Waldboden federte unter Sukos Schritten.

Wie eine Maschine rannte der Chinese. Dann wurde das Unterholz lichter. Nur noch spärlich gedieh es hier. Dafür standen die Bäume dicht an dicht.

Die Stille dröhnte in Sukos Ohren.

Da – ein Kichern! Hinter ihm!

Suko wirbelte herum, seine Rechte zuckte zur Dämonenpeitsche, die er in seinen Gürtel gesteckt hatte. Nichts war mehr von dem dämonischen Bann zu merken, der mit der Gedankenstimme gekommen war.

Der schlierige Nebel hüllte ihn ein.

Suko schluckte. Er ließ die Peitsche stecken und zog die Beretta.

Die Waffe mochte ihm hier nützlicher sein. Die dichtstehenden Bäume engten seine Bewegungsfreiheit ein.

Warum hatte ihn die Stimme freigegeben?

Wieder kicherte jemand!

»Zeig dich endlich!« stieß Suko hervor. Sein Gesicht war bleich.

Die nervliche Anspannung stand darin geschrieben.

»Mit Sterblichen verhandelt man nicht – man spielt nur mit ihnen!« gellte die höhnische telepathische Stimme in ihm auf. *»Komm!«* wisperte sie gleich darauf verlockend. *»Komm in mein Reich, und du wirst mich sehen…«*

Brettsteif stand Suko.

Kurz gelang es ihm, gegen die Stimme in seinem Kopf anzukämpfen, ihr zu widerstehen, dann war das vorbei.

Wie in Trance ließ er seine Beretta fallen und stapfte los. Das teuflische Kichern ringsum hallte in seinen Ohren. Die Konturen der Bäume zerflossen vor seinen Augen. Der süßliche Modergeruch, der vom Waldboden aufstieg und von dem allgegenwärtigen Nebel noch

intensiviert wurde, raubte ihm schier den Atem.
Alles verwischte.
Die Bäume schienen sich plötzlich zu bewegen, ihre Äste mit gewaltigen Klauen nach ihm zu greifen, ihn vorwärtszupeitschen.
Suko rannte. Schützend hielt er seine Hände vors Gesicht. Es nützte nicht viel. Wie Hagelkörner prasselten die Schläge auf ihn nieder.
Irgendwann war der Chinese am Ende. Er brach auf die Knie, kippte vornüber und fiel.
Alles drehte sich um ihn.
Rote Fiebernebel wallten vor seinen weitaufgerissenen Augen.
Rote Fiebernebel, und sonst nichts. Es gab keine Umgebung mehr.
Der Wald hatte aufgehört zu existieren.
Unzählige Male schlug Suko irgendwo an. Sein Sturzhelm flog davon. Seine Hände ruderten durch die Luft, glitten über feuchte Erde, rissen Farnbüschel oder stacheliges Gras mit, fanden jedoch keinen Halt. Suko fiel und fiel und fiel!
Er schrie nicht. Es hätte ihm sowieso nichts genutzt. Es sah böse aus; das Resümee konnte er noch ziehen.
Dann war es vorbei.
Sein Schädel krachte gegen etwas Eisenhartes. Suko verlor das Bewußtsein. Zaandaars magische Falle schloß sich vollends. Aber das bekam er nicht mehr mit. Eisige Luft umgab ihn. Höhnisches Kichern hallte von überall her wider. Und mit diesem Kichern glitten die schleimabsondernden Nervenfäden des Dämons heran, wickelten sich um Sukos Körper und zerrten ihn über den schmierigen Lehmboden in die große Höhlenkrypta, dorthin, wo der Zentralleib lag.

***

Zaandaar hechelte aufgeregt!
Seine dämonischen Gedanken rasten. Triumph und Selbstgefälligkeit mischten sich darin und machten es ihm schwer, nüchtern zu denken. Auch der Gefährte John Sinclairs, dieser Suko, war in seiner Gewalt! Alles verlief planmäßig! Ihm, Zaandaar, war somit auf Anhieb gelungen, was zahllose Artgenossen versucht und mit ihrer Existenz bezahlt hatten! Das berüchtigte Sinclair-Team würde es nicht mehr lange geben!
Hektisch pulste das schwarze Dämonenblut in ihm.
Asmodina! Sie würde sehr zufrieden sein mit ihm. Er konnte sich ihrer Gunst sicher sein.
Er hing diesem Gedanken nach, berauschte sich daran. Dann nahm er die Schwingungen wahr. Sinclair war angekommen. Jetzt war er hierher unterwegs, zum großen Höhlendom.
Gut, sollte er.
Er würde das namenlose Grauen kennenlernen!

Dieser aufgeblasene Sterbliche war kein Gegner für ihn!

Zaandaar ringelte sich zusammen. Seine geistigen Fühler griffen nach den männlichen Sklaven, umkrallten deren Lebensenergie und begannen, sie abzusaugen.

Gierig wie ein Verdurstender saugte er die Energien in sich hinein. Er brauchte sie, brauchte sie, um die perfektesten Projektionen seines Lebens aufzubauen…

Maßloser Haß überspülte sein Bewußtsein. Sinclair hatte gewagt, ihn zu beleidigen! Er hatte ihn einen Feigling genannt – ihn, Zaandaar! Das verzieh er ihm nicht! Dafür würde er tausend Tode sterben! Einer schrecklicher als der andere!

Und bevor er starb, würde er dem Tod seiner Freunde beiwohnen müssen. Jane Collins. Suko. Aber auch Bill Conolly, seine Frau Sheila und deren Sohn Johnny mußten sterben! Um sie würde er sich noch rechtzeitig genug kümmern…

Zaandaar grollte, kicherte und gluckste. Jetzt sollte Sinclair sehen, wie er zu kämpfen pflegte!

Die Energien der Sterblichen luden ihn auf, wie eine Batterie.

Sein Extrasinn nahm seine Tätigkeit auf.

Der letzte, der entscheidende Kampf begann! Eine andere Wirklichkeit entstand!

***

Ringsum herrschte Inferno, die totale Apokalypse!

Die Dunkelheit lebte! Schatten huschten und glitten hin und her, rissen und zerrten an meiner Kleidung, versuchten, sich festzukrallen, meinen Sturz zu bremsen, aufzuhalten. Ich schlug um mich, und hin und wieder trafen meine Fäuste auf pelzige, schwammige Körper!

Gellende Schreie hallten durch das schwarze Nichts und fraßen sich in meinen Geist hinein! Mein Schädel schmerzte. Brutal hämmerte das Blut in meinen Schläfen. Lange hielt ich diese Wahnsinnsreise nicht mehr durch…

Ich fiel. Immer tiefer wirbelte ich in diese chaotische Dunkelheit hinein.

Hecheln umgab mich. Dann Fauchen. Irgendwo tobte ein Höllensturm. Berstendes Krachen und dröhnende Gongschläge vermischten sich.

Die Schatten rauschten immer wieder heran.

Klauen blitzten vor mir auf, hieben nach mir und verfehlten mich nur um Haaresbreite.

Die Finsternis um mich herum lebte, lebte auf unheimliche Art und Weise. Eine Projektion Zaandaars? Ich wußte es nicht. Himmel, in diesen Augenblicken wußte ich überhaupt nichts mehr. Der Dämon war ungeheuer mächtig. Würde ich ihn dennoch schaffen?

Diese Frage lastete in meinem Magen.

Wenn er Sieger blieb, dann sah es schlecht aus für die Menschen.

Zaandaars Pläne waren teuflisch. Er würde die Menschen versklaven und leersaugen. Mit ihrer Energie würde er sein Traumreich schaffen. Entsetzlich…

Soweit durfte es nicht kommen!

Ein Ruck durchlief mich. Meine Füße bekamen Bodenkontakt. Ich stand. Mein Kopf schien in Stücke gerissen und wieder zusammengesetzt zu werden.

Aber dann klarte die Umgebung auf. Die absolute Düsternis wich, machte einem gespenstischen schwarzblau Platz, und auch die Stimmen schwiegen, und die Schatten waren verschwunden.

Stille.

Irgendwo, in der Ferne vor mir, putschte Wasser von der Decke.

Ich drehte mich um meine Achse, versuchte, mich irgendwie zu orientieren. Sekundenlang war mir schwindelig. Ich glaubte, in kochendem Nichts zu stehen. Aber das war Unsinn. Ich spürte den Boden unter mir. Unwillkürlich tastete ich an mein Kreuz. Es hatte sich kaum merklich erwärmt. Die Macht des Silbers übertrug sich auf mich.

»Zaandaar!« brüllte ich. »Hier bin ich!«

Er antwortete mir nicht.

Aber er hatte mich gehört. Und er zeigte mir den Weg, der zu ihm führte.

Ein niederer Höhlengang bildete sich um mich herum. Aus lockerem Erdreich ragten schwarzbraune Wurzeln. Der Gang war so schmal, daß ich mich geradezu vorwärts zwängen mußte.

Ich setzte mich in Bewegung. Meine Augen gewöhnten sich an das unwirkliche Licht.

Steil neigte der Gang abwärts. Er schien direkt in die Hölle zu führen. Ein Gedanke, der mir überhaupt nicht gefiel.

Was erwartete mich dort unten?

Zaandaar. Natürlich. Und, wenn es nach ihm ging: der Tod!

Ich schritt weiter. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Überlaut waren meine Schritte zu hören. Der Boden war lehmig, naß. Ständig rechnete ich damit, auszurutschen. Ich mußte höllisch aufpassen.

Der Gang wurde noch niedriger. Jetzt kam ich nur noch gebückt voran. Verflixte Schinderei! Erdkrumen prasselten herunter.

Es wurde kälter.

Auf dem Boden erkannte ich eine silbrigglänzende Spur. Wie von einer überdimensionalen Schnecke. Und Schleifspuren. Wie von einem schweren, menschlichen Körper.

Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß meine Vermutung stimmte. Zaandaar hatte mir ja von seinen menschlichen Sklaven

erzählt…

Himmel, wenn ich ihnen nur helfen konnte! Dieser Satan durfte sein Spiel nicht mehr länger spielen!

Wieder meldete sich die Sorge um Jane. Aber ich unterdrückte sie brutal.

Ich durfte jetzt nicht daran denken, was ihr alles passiert sein konnte.

Mein Herz schlug mir bis in die Haarwurzeln. In diesem verfluchten Gang kam ich mir elend und verloren vor.

Und beobachtet.

Ja, tausend unsichtbare Augen schienen auf mich gerichtet zu sein und jede meiner Bewegungen lauernd zu verfolgen.

Der Gang krümmte sich, knickte nach rechts ab.

Vorsichtig schob ich mich weiter.

Rötliches Phosphoreszieren schlug mir entgegen. Und widerlicher Gestank. Unbeschreiblich! Wie von einer Pestgrube!

Ich hob die Beretta.

Dann machte ich den nächsten Schritt. Das rötliche Wabern leuchtete den Gang vor mir aus – und bei jedem Schritt schwoll es an, wurde es mächtiger.

Fünfzig Schritte.

Dann mündete der Höhlengang in eine riesige Höhlenkrypta. Ich stand auf einem winzigen Plateau. Vor mir klaffte ein Abgrund von sieben, acht Yards. Links und rechts ragten steile Wände auf, die sich mehr als zwanzig Yards höher im Zentrum der Krypta vereinigten. Es war tatsächlich wie in einem Dom.

Ein Dom des Bösen!

Und plötzlich ging alles verdammt schnell!

Unter mir, in der roten, brodelnden Tiefe, wurde es lebendig. Ein Flüstern und Raunen und Stöhnen war zu hören. Bewegungen zu ahnen.

Das Rot schwächte ab. Jetzt konnte ich sehen…

Zaandaars Höllenstimme gellte auf: »Genieße die Vorstellung, Sinclair! Genieße sie!«

Ja, ich starrte auf den gigantischen Wurm, der den gesamten Höhlenboden bedeckte. Ich starrte auf die schleimigen Tentakel und Fäden, die vom Hauptkörper wegführten, hinein in die überall abzweigenden Höhlengänge.

Und ich starrte auf die Menschen, die in diesen pulsierenden Fäden gefangen waren!

Jane Collins war eine von ihnen.

Es gab mir einen Stich, den ich kaum verdauen konnte.

»Jane…«, hauchte ich.

Aber gleichzeitig war mir klar, daß ich ihr nicht mehr helfen konnte! Für sie kam jede Hilfe zu spät!

Ihr Gesicht… Jane Collins war eine uralte Frau geworden!

***

»Sie ist alt geworden, nicht wahr?« drang Zaandaars Stimme in meine Gedanken.

Ich nahm sie kaum wahr. Wie gebannt stand ich da und starrte in die Tiefe hinunter, auf Jane. Sie schien zu schlafen. Ihr Gesicht war verzerrt.

Ich dachte an die Zeit mit ihr…

Mein Gott, Jane…

Und gleichsam wußte ich, daß ich jetzt nicht nachdenken durfte.

Ich riß mich zusammen, ignorierte das Brennen in meinen Augen.

Den mörderischen Haß in mir. Ich durfte mich nicht zu unbedachten Aktionen hinreißen lassen. Nicht jetzt!

»Das war deine letzte Schweinerei, Zaandaar!« flüsterte ich. »Bei Gott, das schwöre ich dir!«

»Oh, dabei solltest du mir dankbar sein, Sinclair! Immerhin gebe ich dir wertvolle Einblicke in mein Wirken!«

Er verhöhnte mich.

Und jetzt reichte es mir endgültig! Ich spannte meine Muskeln an. Die Stunde der Wahrheit war gekommen. In einem irrsinnig schnellen Reflex riß ich meine Rechte hoch, so schnell, wie ich sie noch nie zuvor hochgerissen hatte. Dann drückte ich ab.

Die geweihten Kugeln fauchten aus dem Lauf der Beretta.

Ich hatte nicht schlecht gezielt. Sie stanzten in den schwammigen Wurmkörper, aber sie richteten nichts aus. Zaandaar schluckte sie einfach!

Und der Dämon lachte. Ein wahnsinniges, grelles, überschnappendes Lachen.

Seine Sklaven bewegten sich schwach in den pulsierenden Fäden.

Apathisch wirkten sie. Nicht richtig bei Bewußtsein.

Außer Jane war noch eine Frau gefangen, auch sie war uralt und wie schlafend, sowie drei Männer. Nein. Vier Männer.

Und der vierte Mann war Suko!

Das sah ich noch, dann brach die Hölle los.

Zaandaar griff an.

Schlagartig entstanden seine mörderischen Kreaturen! Sie materialisierten aus dem Nichts heraus. Ihre Konturen festigten sich – und schon brausten sie auf mich zu.

Vier, fünf, sechs Alptraumkreaturen waren es. Wesen, halb Mensch, halb Tier. Schädel im herkömmlichen Sinne hatten sie nicht. In den ovalen, knöchernen Flächen saßen nur riesige Kiefer, die im rötlichen Widerschein blitzten.

Damit sahen sie wie gräßliche Visionen eines Hieronymus Bosch aus.

»Kämpfe, Sinclair! Zeig mir, was du kannst!« geiferte Zaandaar.
Ich schoß eine Höllengestalt ab. Sie zerplatzte. Aber an ihrer Stelle entstanden sofort drei neue Gegner.
Dann waren sie heran.
Schläge prasselten auf mich nieder. Ich wankte zurück, krachte gegen massives Gestein! Der Höhlengang hinter mir, jener Gang, durch den ich Zaandaars Reich betreten hatte, existierte nicht mehr!
Ich konnte weder zurück noch vor!
Ein Schlag riß mir die Beretta aus der Hand. Meine Rechte war sekundenlang wie gelähmt.
Ich schlug trotzdem um mich. Wütendes Gegeifer begleitete jeden Schlag. Ich traf auch, aber das spürten diese Wesenheiten nicht einmal. Sie flatterten heran, stürzten sich auf mich herunter und schlugen zu. Binnen weniger Sekunden hing meine Lederjacke nur noch in Fetzen über meine Schultern.
Ich riß mein Hemd auf.
Das Silberkreuz gleißte auf.
Die Horrorkreaturen wichen zurück. Sie spien mich an, keiften, schrien und drohten.
In einem dichten Kreis wirbelten sie um mich herum.
Schon rückten sie wieder näher.
Und auch war es nur noch eine Frage von Minuten, bis das Plateau, auf dem ich stand, zerbröckelte.
Haßerfüllt starrten mich Zaandaars Gespenster an.
Ich hielt nach einer Möglichkeit Ausschau, zu dem Dämon hinunterzukommen. Und zwar, ohne mir den Hals zu brechen.
Dann hatten die Projektionen ihre Scheu vor meinem Silberkreuz überwunden! Sie griffen wieder an!
Aber die Atempause hatte mir geholfen.
Ich sah sie kommen, und mein Plan stand fest. Die vorderste Kreatur sauste heran. Riesige ledrige Schwingen peitschten die Luft. Drei fürchterliche Krallenhände waren gespreizt und schossen auf mein Gesicht zu.
Sie wollten mir die Augen auskratzen!
Aber soweit ließ ich es nicht kommen. Ich tat etwas, womit keine der Bestien gerechnet hatte!
Ich stieß mich ab – und sprang!
Meine Hände vorgestoßen, raste ich auf die Kreatur zu! Dann krallte ich mich an ihrem schwammigen Körper fest, rutschte, griff noch härter zu! Ein Ruck durchlief meinen Körper. Ich glaubte, mir die Arme ausgekugelt zu haben. Aber ich hielt mich fest. An den Schwingen.
Das Gespenst zappelte. Rasch verlor es an Höhe. Die Krallenhände schlugen nach mir, fetzten mir über den Schädel. Büschelweise verlor

ich meine Haare.
Aber besser Haare als das Leben.
Noch zwei Yards.
Die anderen Bestien brausten heran, wollten ihrer Artgenossin beistehen. Kreischend stießen sie herunter.
Da ließ ich los.
Ich fiel.
Die Horrorgestalt, an der ich mich gehalten hatte, löste sich auf.
Diesmal hatte Zaandaar zu spät reagiert!
Hart grinste ich. Dann schlug ich auf. Ich federte nach, warf mich vornüber und rollte schulmäßig über die Schultern ab.
Das Rot, das hier unten noch stärker waberte, blendete mich.
Meine Augen tränten.
Ich kam wieder auf die Füße und stürmte los.
Aber jetzt waren die Furien heran. Zehn, zwölf – ich konnte sie nicht mehr mit einem Blick erfassen. Aus dem roten Himmel der Höhle stießen sie auf mich herunter.
Wieder steckte ich böse Schläge ein. Ich versuchte, sie abzublocken, baute eine Deckung auf. Aber das war ein lächerliches Unterfangen.
Sie erwischten mich überall.
Etwas rann heiß über meine Stirn. Blut! Das schien sie noch wilder zu machen.
Und Zaandaar kostete seinen Triumph aus. Gellend schrie er:
»Na, Sinclair! Zufrieden? Genügt dir das als Kostprobe meines Könnens? Bist du bereit, dich mir zu unterwerfen?«
Unter den mörderischen Schlägen blieb mir die Luft weg. Aber auch wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, hätte ich dem Dämon nichts geantwortet.
Mit zusammengebissenen Zähnen wankte ich weiter. Dorthin, wo der Dämon lag!
Die Furien Zaandaars ließen mich jedoch nicht mehr weiterkommen. Sie rissen mich von den Füßen. In einem Gewirr aus geflügelten Bestien ging ich unter.
Krallen umklammerten meinen Hals, fetzten über meine Haut.
Andere zerrten meine Hände vom Körper weg.
Ein helles Klirren, ein Ruck!
Etwas zerfetzte!
Die Kette… Die Kette, an der mein Kreuz hing!
Noch einmal schaffte ich es, aus dem Gewimmel aufzutauchen.
Wie ein Blitzstrahl wirbelte mein Kreuz davon. Dort, wo es aufschlug, spritzten Zaandaars Gespenster auseinander. Die Luft vibrierte. Das rote Phosphoreszieren geriet in Unordnung. Ein Riß entstand in der Szenerie des Grauens – und schloß sich wieder.
Dann zerrten mich die Bestien wieder nieder.

Brutal schlug mein Schädel gegen den Höhlenboden.
»Und jetzt, Sinclair, wirst du mich sättigen«, flüsterte Zaandaar genüßlich. »Ich hole mir deine Lebensenergie. Aber keine Angst, ich werde dich nicht leersaugen. Du sollst leben. Leben, damit du dein Sterben auskosten und genießen kannst! Ich habe mir viele Überraschungen für dich ausgedacht…«
Die Furien, die auf mir hockten, lösten sich auf.
Über mir entstand das Abbild Zaandaars, das ich bereits im Haus der Wyndboghs kennengelernt hatte. Die Kreatur, aus deren Rumpf die Würmer züngelten.
Langsam beugte sie sich zu mir herunter.
Die Mäuler der Würmer öffneten sich…

***

Lodernder Schmerz wühlte sich in Sukos Bewußtsein. Er schüttelte sich, kam hoch. Seine Lider flatterten. Es dauerte wahnsinnig lange, bis er sie offenhalten konnte. Aber dann schaffte er es doch.
Dennoch war er nicht voll da.
Alles um ihn herum wirbelte und wallte. Der Boden hob und senkte sich, als wäre er ein lebendes Wesen.
Suko unterdrückte ein Stöhnen.
Er sah John Sinclair… Sein Partner lag am Boden und kämpfte gegen unsichtbare Gegner. Sein Gesicht war bleich, verzerrt, eine Maske des Grauens.
So hatte Suko John noch nie erlebt.
Es sah schlimm aus.
Und dann gellte die Flüsterstimme Zaandaars: »Und jetzt, Sinclair, wirst du mich sättigen. Ich hole mir deine Lebensenergie…«
Suko hörte nicht mehr hin. Er sah Jane Collins, die andere Frau, die drei Männer…
Himmel, er wußte nicht, was da für eine Teufelei ablief, aber er mußte etwas tun. Ganz schnell! Zaandaar hatte die Kontrolle über ihn offenbar vernachlässigt. Vielleicht lag das daran, daß er, Suko, nur von einem einzigen seiner Tentakel umschlungen war. Von jenem, der ihn hierhergeschleift hatte.
Zaandaar hatte noch keine Zeit gefunden, ihn an seinen Leib anzuschließen.
Das alles wurde Suko innerhalb zweier Sekunden klar. Und da handelte er schon längst.
Der Dämon sprach noch immer.
John bäumte sich auf.
Suko biß seine Zähne zusammen und schob sich vorwärts, zum gewaltigen Leib des Dämons hin. Dorthin, wo Jane und die anderen in den feinen Nervenfäden hingen. Der Tentakel, der sich um seine Taille

geringelt hatte, machte die Bewegung mit.
Einen Yard noch, dann hatte Suko Jane erreicht.
Er hielt den Atem an. Nur nicht auffallen. Keine schnelle, ruckartige Bewegung.
Suko wußte selbst nicht genau, was er tun konnte. An die Dämonenpeitsche kam er nicht heran.
Er robbte weiter. Langsam… Millimeter für Millimeter.
Da ertasteten seine Hände einen faustgroßen, scharfkantigen Stein. Sie umkrampften ihn.
Suko holte tief Luft.
Der Dämon war mit seiner Triumphrede am Ende. Eisige Stille herrschte. John röchelte. Sein Körper zuckte wie unter Peitschenhieben.
»Die Fäden, Suko…«, flüsterte Jane. Sie hatte ihn bemerkt. »Sie liefern Zaandaar die Energie …«
Suko sprang hoch. Mit einem einzigen, wilden Ruck ließ er den Stein auf den Tentakel niedersausen – und durchtrennte ihn.
Schwarzes Blut spritzte. Zaandaar schrie. Ein fürchterlicher Wutschrei!
Suko achtete nicht mehr auf den zuckenden Tentakelstumpf.
Er raste los, hieb auf die Fäden ein, die Jane hielten. Wie ein Berserker wütete er. Schon kreiselte der Chinese herum und rannte zu den anderen Sklaven hin und befreite auch sie.
Jane sah ihm nach.
Hinter Suko flimmerte die Luft Zwei teuflische Wesen tauchten aus dem Nichts heraus auf!
Jane schrie gellend!

***

Die Würmer verbissen sich in meinen Hals!
Ich wehrte mich, versuchte krampfhaft freizukommen. Aber Zaandaars Kreaturen hielten mich eisern. Sie waren nur Projektionen, Trugbilder, existierten nicht wirklich, das wußte ich alles – dennoch waren sie für mich so real und tödlich wie echte Dämonen!
Ein ziehender Schmerz breitete sich in mir aus.
Noch einmal versuchte ich es. Wenn ich es jetzt nicht schaffte, dann war es endgültig aus und vorbei mit mir. Der Dämon würde meine Lebensenergie absaugen – und mich zu einem alten Mann machen.
Dann konnte ich ihm nicht mehr gefährlich werden. Dann konnte er seine teuflischen Spielchen mit mir treiben…
Und ich schaffte es!
Meine rechte Hand kam frei. Ich nutzte den Schwung aus, schlug in das Wurmgewimmel hinein, das an meiner Halsschlagader wogte.
Die Höllenkreatur stieß einen wütenden Schrei aus.

Jetzt warf ich mich wieder herum. Irgendwie mußte es mir jetzt auch noch gelingen, meine Linke freizubekommen, dann konnte ich…

Aber ich schlug ins Leere!

Überrascht schrie ich auf!

Zaandaars Traumkreaturen existierten plötzlich nicht mehr. Ich sah es. Begreifen konnte ich es nicht. Aber das war momentan auch nicht nötig.

Jane schrie.

Ich kam auf die Füße, kreiselte herum.

Suko!

Ein baumstammdicker Tentakel schmetterte gegen ihn, hob ihn vom Boden ab und schleuderte ihn zwei, drei Yards zurück. Er krachte gegen die Wand.

Plötzlich war das Puzzle in meinem Kopf komplett. Mein Partner mußte es irgendwie geschafft haben, sich zu befreien. Und dann hatte er gleich noch ein Wunder vollbracht. Er hatte Jane und die anderen Sklaven befreit. Sie lagen am Boden. Die Fäden des Dämons waren zu Staub zerfallen.

Deshalb also.

Zaandaar konnte nicht mehr auf die Energien seiner Opfer zurückgreifen. Deshalb waren seine Horrorprojektionen vergangen!

Aber noch immer war er teuflisch gefährlich. Das hatte Suko gerade erfahren müssen.

Und jetzt sollte ich an der Reihe sein.

Drei, vier, fünf Tentakel wanden sich auf mich zu. Ich sprang über sie weg. Direkt auf Zaandaar zu.

»Na, Zaandaar, jetzt sind dir die großen Töne aber im Hals steckengeblieben!« höhnte ich bitter.

Er blieb stumm.

Aber er kämpfte! Blitzartig schoß von rechts ein Tentakel heran.

Dem konnte ich nicht mehr ausweichen. Schlangengleich ringelte er sich um meinen Hals und zerrte mich vorwärts.

Das Maul des Dämons klaffte auf. Speichel sprühte mir entgegen.

Die Beulen rings um das Maul pulsierten gallertig. Die Reißzähne funkelten.

Ich stemmte mich gegen den Tentakel. Aber neue kamen hinzu.

Ich wurde niedergerissen, immer schneller vorwärtsgeschleift.

Ich schlug mir ein Knie auf, wirbelte um meine Achse.

Fieberhaft tastete ich nach meinem Silberdolch, den ich im Stiefelschaft trug. Meine letzte Rettung… Da umkrampfte ich den Dolchgriff!

Schon schlug mir der Glutatem des Dämons ins Gesicht!

Ich wirbelte herum. Sah die glühenden, haßerfüllten Augen des Dämons über mir – und, dazwischen, wie irr pulsierend, eine schwarze

Masse! Straff spannte sich die weißliche Haut darüber.

Zaandaars dämonisches Lebenszentrum!

Ich schleuderte meinen Dolch.

Tief drang er ein!

Dann schmetterten mich die Tentakel zu Boden. Zaandaars Todeskampf war fürchterlich. Ein irrsinniger Schrei gellte auf, zerfaserte.

Es war vorbei, ich wußte es, aber ich konnte es nicht fassen.

Benommen blieb ich liegen.

***

Eine Zeitspanne zwischen Sekunde und Ewigkeit verstrich.

Nichts geschah.

Zaandaars Wüten war verstummt. Der schleimige, eisenharte Zugriff seiner Tentakel verschwunden. Kein neuer Zugriff erfolgte.

Ich schüttelte den Kopf, bemühte mich, wieder klarzukommen.

Es fiel mächtig schwer.

Dann hörte ich die Stimme.

»John! Um Himmels willen!«

Jane Collins’ Stimme!

Mit ihr kam die Wirklichkeit zurück. Ich richtete mich auf, blinzelte. Über mir wölbte sich strahlendblauer Himmel. Also war auch die Höhle lediglich ein Trugbild Zaandaars gewesen. Mit seinem Tod hatte es sich aufgelöst.

Aber das war jetzt alles nicht mehr wichtig für mich.

Jane ließ sich neben mir auf die Knie nieder. Ich sah sie an wie einen Geist. Sie war es, und sie war so, wie ich sie kannte. Jung, hübsch. Ihre Augen blitzten. Ihr blondes Haar war zerzaust und schmutzig, aber das ließ sie nur noch verwegener erscheinen.

Ich kam wieder auf die Füße. Ich nahm Jane in die Arme. Aber nur kurz.

Wir kümmerten uns um die anderen. Suko war okay. Als wir zu ihm gingen, konnte er schon wieder fluchen.

Laureen Fuller lebte nicht mehr. Ihr Gesicht war wachsbleich und zu einer Maske verkrampft. Die Augen standen unnatürlich weit offen. Die gläserne Leere des Todes lag darin.

Die drei Männer hatten mehr Glück gehabt. Sie waren zwar um mindestens 20 Jahre gealtert und momentan besinnungslos aber sie lebten.

»Einen Arzt. Wir brauchen einen Arzt«, sagte ich rauh.

Suko räusperte sich frei. »Das übernehme ich. Ich habe meine Harley da oben stehen.« Er deutete den sanften Abhang empor, der aus der kraterähnlichen Mulde emporragte. »Bin schon unterwegs.«

***

Einige Stunden später saß ich vor Sir Powells Schreibtisch.

Mein Chef musterte mich durch seine dicken Brillengläser hindurch. Sein Gesicht wirkte verkniffen – gleichzeitig aber signalisierte es ungeheure Erleichterung.

»Es war knapp, John«, sagte er endlich.

Ich gab ihm recht.

Er seufzte und lehnte sich zurück. Seine Finger trommelten auf die Tischplatte.

Ich hatte meinen Bericht abgegeben, und mein Chef hatte sich revanchiert, indem er mir noch einige Informationen gab, die mir bislang gefehlt hatten. So erfuhr ich von ihm, daß man Mr. Wyndboghs Leiche gefunden hatte und daß der Immobilienmakler keinesfalls so harmlos gewesen war, wie man geglaubt hatte. Man hatte in seinem Arbeitszimmer ein Tagebuch entdeckt. Darin hatte er drei Mädchenmorde festgehalten. Als ich hörte, daß er einen weißen Austin in der Garage stehen hatte, stand für mich fest, daß er es gewesen war, der Suko und mich gestern abend beinahe überfahren hätte. Der Kreis hatte sich geschlossen. Was Wyndbogh im Wald getrieben hatte, wußte ich von Jane. Laureen Fuller hatte ihr erzählt, wie sie in ihre unglückliche Lage gekommen war. Wyndbogh mußte der zudringliche Kerl gewesen sein, vor dem sie davongelaufen war.

Sir Powell räusperte sich. »Gut«, sagte er. »Lassen wir es gut sein. Ich erwarte dann Ihren schriftlichen Bericht, John. Und wir wissen ja beide, daß der Kampf nahtlos weitergeht.«

Auch da gab ich ihm recht.

Er erhob sich und streckte mir seine Rechte hin. Das passierte nicht oft.

»Gute Arbeit, John!«

Ich schüttelte seine Hand. »Danke.«

Er nickte gnädig. Damit war ich für heute entlassen.

Ich marschierte zur Tür und öffnete sie.

»Äh – John…«

»Sir?« Ich drehte mich halb um.

»Feiern Sie nicht zu ausgiebig mit Ihren Freunden…«

»Ich werde mich bemühen, Sir.«

»Noch etwas, John!«

»Ja, Sir?«

»Ich wünsche Ihnen für heute nacht angenehme Träume!«

Ich sah Sir Powell an, stieß den Atem aus und grinste schief.

Dann verließ ich sein Büro. Die Tür schloß sich sehr behutsam hinter mir.

ENDE